Die Erinnerungen des Grafen Chaptal an Napoleon I.

INAUGURAL-DISSERTATION

zur

Erlangung der Doktorwürde

genehmigt

von der philosophischen Fakultät

der

Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin

von

Walther Henning
aus Berlin.

ACAD. LOUBAT. BIBL.

Tag der Promotion: 8. Februar 1908.

91

Referenten: Professor D. Dr. Max Lenz.
Professor Dr. Hans Delbrück.

Verlag von Georg Nauck (Fritz Rühe) Berlin SW. 68.

Meinen lieben Eltern

in Dankbarkeit und Verehrung.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41533915_0080

Einleitung.

Im Jahre 1893 veröffentlichte der Gesandtschaftssekretär An. Chaptal aus den Manuskripten seines Urgroßvaters, des ehemaligen Ministers Napoleons I., ein Werk [1]) unter dem Titel: Mes souvenirs sur Napoléon Ier.

Die Benennung entspricht nicht genau dem Inhalte der Publikation; denn nur ihre zweite Hälfte ist den Erinnerungen an Napoleon gewidmet; der erste Teil des Buches enthält des Memoirenschreibers Selbstbiographie bis zum Jahre 1804 und die Ergänzungen, die sein Urenkel daranfügte.

Der Öffentlichkeit war diese zweite Hälfte des Werkes, also das, was uns Chaptal auf 240 Seiten über Napoleon I. bringt, in wesentlichen Teilen bereits bekannt durch den ersten Band des „Régime moderne“ H. Taines, der diese Aufzeichnungen im Manuskript gesehen und in eingehendster Weise für sein Napoleonporträt benutzt hat. Taine selbst sagt darüber in einer Anmerkung zu dem eben zitierten Napoleonbande seiner „Origines“: „Wenn diese Chaptalschen Notizen einst veröffentlicht sein werden, so wird man darin eine Fülle von Einzelheiten finden zur Unterstützung der Urteile, die in diesem und dem folgenden Kapitel dargelegt sind. Die Psychologie Napoleons, so wie man sie hier darstellt, entnimmt aus ihnen eine Vermehrung für ihre Zuverlässigkeit.“

[1]) Paris. Librairie Plon.

Diese günstige Auffassung Taines ist von der Kritik im wesentlichen bestätigt worden. So sagt Montague in der „English Historical Review“ [1]): Wenn auch zum Teil Mißtrauen angebracht sei, so stehe doch der Eindruck dieser Memoiren in Übereinstimmung mit den besten Berichten, die über Napoleon von anderen Beobachtern gegeben worden seien. Die „Saturday Review“ [2]) nennt Chaptal einen „cool scientific observer“. Louis Farges in der „Revue Historique“ [3]) muß zwar zugeben, daß das Werk Napoleon feindlich sei und daß einige darin angeführte Züge von Grausamkeit noch erst müßten bewiesen werden, „aber trotz alledem“, so meint er, „ist diese Publikation nicht zu verachten. Der Memoirenschreiber hat aus großer Nähe gesehen und was er bringt, trägt sehr häufig den Stempel der Wahrhaftigkeit“.

Eine sehr eingehende Kritik findet sich im 25. Bande der „Révolution Française“ [4]), die manche Übertreibung des Memoirenschreibers richtigstellt und manchen Irrtum aufdeckt; der Gesamteindruck, den schließlich der Besprecher von dieser neuen Quelle hat, ist der, daß es sich hier um eine zwar beschränkte, aber sehr sichere und durchaus „originale“ Quelle handelt; er nennt Chaptal einen zwar „erbitterten, aber wohlinformierten, vornehmen und guten Beobachter“. In der „Revue des deux Mondes“ [5]) dagegen kommt Melchior de Vogüe, allerdings ohne in die Einzelheiten kritischer Untersuchung einzutreten, ohne z. B. eine der zahlreichen Anekdoten nachzuprüfen, aus einer Reihe von inneren Widersprüchen in dem Werke zu einem dem Werte

---

[1]) English Historical Review. London Bd. 9. 1893. S. 175—178.

[2]) Saturday Review. London Jhrgg. 1893, Nr. 1,960.

[3]) Revue Historique. Paris Jhrgg. 1893. Bd. LII S. 352.

[4]) La Révolution Française. Revue d'Histoire moderne et contemporaine. publiée par la société de l'histoire d. l. révol. Bd. 25. Juli-Dez. 1893.

[5]) Revue des deux Mondes. Paris 1893. Bd. 117.

der Chaptalschen „Erinnerungen“ mißgünstigen Urteil; er nennt sie zwar interessant, will sie jedoch nur mit besonderer Vorsicht benutzt wissen. In einer kurzen Besprechung hat Zimmermann in der „Revue Critique“ [1]) die neue Publikation behandelt. Das Werk sei geschrieben sans prétention, parfois avec négligence, so urteilt er.

Die umfangreichste Kritik der Chaptalschen Erinnerungen ist die im 171. Bande der Zeitschrift „Le Correspondant“ [2]) erschienene, die de Lanzac de Laborie zum Verfasser hat. Auch er hat vieles an dem Memoirenwerke auszusetzen und weist auf eine Reihe von Unrichtigkeiten hin; seine Besprechung endigt aber dann doch mit einem außerordentlich günstigen Urteil über den Wert des Buches, indem er schreibt: „Chaptal hat seinen ehemaligen Herrn aufrichtig und loyal beschrieben, so wie er ihm erschienen ist — — — Das Porträt, das weder politische Leidenschaft, noch literarische Ruhmsucht inspiriert haben, wird bald sich unter den ihm verwandten seinen Platz erobern, et il sera consulté par tous ceux qui préfèrent la vérité à la légende et aux périodes enflammées d'un accusateur ou d'un apologiste le sobre récit d'un témoin“. Die Würdigung in der „Université Catholique“ [3]) geht sogar so weit, auf das neue Napoleonporträt die Worte „exact“ und „probablement définitif“ anzuwenden.

In Deutschland begegnete die Chaptalsche Veröffentlichung, wie aus den vielen Besprechungen nicht nur in den Fachzeitschriften, sondern auch in den Tageszeitungen [4]) hervorgeht, einem außerordentlich großen Interesse.

---

[1]) Revue Critique. Paris 1893. Bd. XXVI S. 88.

[2]) Le Correspondant. Paris 1893. Bd. 171.

[3]) L'Université Catholique. Lyon 14. S. 142.

[4]) Besprechungen fanden sich u. a. in: d. München. Allg. Zeitung, d. München. Neuest. Nachrichten, d. Frankfurt. Zeitung und in der

Von Fachorganen sei zunächst die „Historische Zeitschrift“ genannt. In ihrem 45. Bande widmet Bailleu den neueren Memoirenwerken zur Geschichte Napoleons I. eine längere Untersuchung; über Chaptals „Erinnerungen“ kommt er dabei zu folgendem Schlußurteil: „Wenn auch zweifellos persönlicher Groll dem Urteile Chaptals eine gewisse Schärfe gegeben habe, so seien doch eine Reihe von Momenten vorhanden, die dem neuen Memoirenwerke einen wenn auch nicht vollkommenen, so doch recht hohen Grad der Glaubwürdigkeit verliehen.“

Ganz im Widerspruche zu dieser Auffassung steht das Urteil, das Lady Blennerhassett in der „Deutschen Rundschau“ [1]) über die „Erinnerungen“ abgibt. „Die Studie über Napoleon“, so schreibt sie, „ist geistreich, lebendig, reich an neuen Zügen, nur unparteiisch ist sie nicht, und gerade das zu sein hatte des Kaisers Minister versprochen. Die Urteile, die er über Napoleon fällt, stehen mit den Tatsachen, die er berichtet hat, nicht im Einklang.“ Im „Österreichischen Literaturblatt“ dagegen findet sich aus der Feder von Helfert eine außerordentlich günstige Beurteilung dieser Napoleonerinnerungen, und im „Literarischen Zentralblatt“ lesen wir, daß die allerdings von bitteren Erinnerungen nicht unbeeinflußten Urteile Chaptals in hohem Maße den Stempel der Unparteilichkeit und Glaubwürdigkeit tragen und daher einen sehr schätzenswerten Beitrag für die richtige Würdigung Napoleons bilden.

In ähnlicher Weise wie von Bailleu wurden auch französischerseits in einer zusammenfassenden Abhandlung die jüngsten Napoleonpublikationen besprochen durch

---

Vossischen Ztg. (Jahrgg. 1893 15/16), die ich hervorheben will, weil hier B. Gebhardt das Wort nimmt; er sieht in dem zwar fragmentarischen und der letzten Feile entbehrenden Buche außerordentlich wichtige Beiträge zur Charakteristik d. Kaisers.

[1]) Deutsche Rundschau. Bd. 78 S. 470.

Geoffroy de Grandmaison[1]). Er endigt seine Ausführungen über Chaptals „Erinnerungen“ mit den Worten: „Ich wollte dieses Werk zitieren als ein gewichtiges Zeugnis eines Zeitgenossen, auf das man den größten Wert legen muß in dem Prozesse, den die Geschichte über Napoleon anzustrengen im Zuge ist.“

So sehen wir also diesen Memoiren des ehemaligen napoleonischen Ministers ein ungewöhnlich starkes Interesse entgegengebracht. Nur ganz vereinzelt sind, wie wir uns überzeugen konnten, die Stimmen, die dem Werke gegenüber zur Vorsicht mahnen; die weitaus überwiegende Mehrzahl aller Beurteiler — darunter hervorragende Kenner der napoleonischen Geschichte — messen den Chaptalschen Erinnerungen einen außerordentlichen Wert als historische Quelle bei; es überrascht uns daher auch nicht, sie in neueren Veröffentlichungen äußerst häufig zitiert zu finden.

Und doch haben diese Aufzeichnungen gleichwie die gesamte Memoirenliteratur jener Epoche noch keine bis ins einzelne gehende kritische Bearbeitung gefunden. Sie für Chaptals „Erinnerungen“ zu geben und so wenigstens für eins der viel angeführten Memoirenwerke Klarheit darüber zu schaffen, ob und wie weit es als historische Quelle in Betracht kommt, das ist die Aufgabe der folgenden Untersuchung.

Im Jahre 1817 hat Chaptal, wie aus dem Vorworte hervorgeht, die Niederschrift des Werkes begonnen. Nicht in der Absicht, es zu veröffentlichen, hat er dieses, wie er behauptet „getreue Abbild“ seines ehemaligen Herrn entworfen, sondern „nur, um seinem Gedächtnisse eine Fülle von Tatsachen nicht entschwinden zu lassen, die es er-

[1]) G. de Grandmaison. Napoléon et ses récents historiens. Paris 1875.

möglichen, einen der allerungewöhnlichsten Menschen kennen zu lernen".

Aber noch von einer anderen als des Memoirenschreibers eigener Feder sind uns Urteile Chaptals über Napoleon aufgezeichnet worden; sie rühren aus dem Jahre 1803 her und finden sich veröffentlicht in den „Denkwürdigkeiten" des Grafen François Gabriel de Bray, des damals am Berliner Hofe beglaubigten bayrischen Gesandten. Dieser machte im Sommer jenes Jahres eine Reise durch Frankreich und hielt sich längere Zeit in Amiens auf, wo gerade der erste Konsul und die höchsten Regierungsbeamten weilten. Da der Minister Chaptal bei Brays Bruder, dem Maire von Amiens, einquartiert war, so fand der Gesandte häufig Gelegenheit, den Gast seines Bruders über Napoleon auszufragen. Er hat das so Gehörte sofort in einem ausführlichen Briefe an den bayrischen Minister Montgelas niedergeschrieben, der dann in Brays Denkwürdigkeiten[1]) abgedruckt wurde und so zum Vergleiche mit den späteren Urteilen Chaptals interessantes Material bietet.

Wenn wir in des entlassenen napoleonischen Ministers Aufzeichnungen Zeilen finden wie die, daß Napoleon niemals ein edles Gefühl gezeigt habe, daß er die Menschen nur angesehen habe wie eine feile Münze oder wie Instrumente, deren er sich bediente, um Laune und Ehrgeiz zu befriedigen, oder gar die Worte lesen: „Napoleons Politik war nichts als Lug und Trug", so muten uns die Urteile, die der Graf Bray aus Chaptals Munde im Jahre 1803 vernahm, doch ganz anders an. „Und doch wäre es falsch zu glauben," so hat sich damals Chaptal geäußert, „daß die Haltung derjenigen, die seinen Hofstaat bilden, eine knechtische sei.

[1]) Fr. Gabr. de Bray. Aus dem Leben eines Diplomaten alter Schule. Leipzig 1901.

Der Mann, dem sie Gehorsam leisten, ist für sie ein höheres Wesen, dem sie sich mit Liebe und Heldenmut, nicht aber mit Anbetung und Knechtssinn hingeben. Handelte es sich bei Bonaparte um nicht mehr als um die Einfälle eines launenhaften Tyrannen, so würden seine wärmsten Freunde ihn verlassen ..... wie aber sollte man dem Einflusse eines Mannes widerstehen, der sich bei jeder Gelegenheit groß zeigt?"

Wahrlich, zwei recht verschiedene Porträts, die ein und derselbe Mann von seinem Gebieter entwirft! Ist nun wirklich Napoleon ein so verabscheuungswürdiger Mensch gewesen, wie ihn uns die spätere der beiden Schilderungen erscheinen läßt? Dann müßte sein Charakter sich in der Zeit, die zwischen der Abfassung der beiden Quellen liegt, allerdings auffallend gewandelt haben. Oder es kann auch das Urteil Chaptals sein, das sich inzwischen so veränderte! Es bliebe dann noch zu entscheiden, ob die spätere, so ungünstige Charakteristik tatsächlich einer im Laufe der Jahre gewonnenen besseren Einsicht des Urteilenden in das Wesen Napoleons entspricht oder ob sie nur deshalb so bitter ausfiel, weil inzwischen persönliche Verstimmung Chaptals Urteil gegenüber Napoleon getrübt hatte.

Der Verlauf der Abhandlung wird auf alle diese Fragen die Antwort bringen.

Chaptals Lebenslauf und seine Autobiographie.

Politische Erinnerungen sind es im wesentlichen, denen diese Betrachtung gewidmet ist. Daher hat der Lebensgang des Memoirenschreibers für uns vornehmlich in denjenigen Momenten Interesse, wo wir politischer Stellungnahme auf seiner Seite begegnen.

Dem Ausbruche der Revolution steht er, wie ein interessanter Brief von ihm aus dieser Zeit[1]) erkennen läßt, mit sehr geteilten Gefühlen gegenüber. Als aufgeklärter Mann und Gelehrter zwar in der Theorie begeisterter Anhänger der neuen Ideen, empfindet er doch ihre Umsetzung in die Praxis recht bitter. „Die Revolution, die sich jetzt vollzieht," so schreibt er, „ist zwar eine schöne Sache; nur ich wollte, sie wäre 20 Jahre früher eingetreten; es ist schlimm, sich darunter zu befinden, wenn man ein Haus einreißt, und so ist jetzt unsere Lage."

Nicht als ob Chaptal mit solcher Stimmung allein gestanden hätte; so wie er mögen wohl damals viele gedacht haben, die, noch im ancien régime zu Ansehen und Wohlstand gelangt, bei dem allgemeinen Umsturz aller Verhältnisse nichts zu gewinnen, aber viel zu verlieren hatten.

Und Chaptal wahrlich hatte allen Grund, mit den Zuständen vor 1789 zufrieden zu sein!

[1]) Vom 2. Oktober 1789. Siehe S. 35 d. Autobiographie!

Einer begüterten südfranzösischen Familie entstammend, hatte er durch die ständige Protektion eines an Vermögen und Einfluß reichen Onkels schon frühzeitig Gelegenheit gefunden, seine große Begabung in glänzendster und vielseitigster Weise auszubilden. Nach anfänglichem Studium der Medizin hatte er sich in Montpellier und später in Paris völlig der Chemie zugewandt. Im Jahre 1777 erhielt er den Doktorhut, und schon vier Jahre danach wird ihm der von den Ständen von Languedoc neugeschaffene Lehrstuhl für Chemie in Montpellier übertragen. Eine reiche Heirat sowie die Beerbung des sehr vermögenden Onkels setzen ihn in den Stand, seine wissenschaftlichen Ideen bald nutzbringend für sich und die Allgemeinheit zu verwerten, indem er eine Reihe von Fabriken gründete, in denen chemische Produkte für die Praxis auf den verschiedensten Gebieten verwendbar hergestellt wurden.

Nicht hoch genug anzuschlagen sind die Verdienste, die er auf diesem Gebiete sich erwarb, und wenn er noch heute neben den größten französischen Gelehrten genannt wird, so ist dieser Ruhm seinen bahnbrechenden Erfindungen und Verbesserungen in der chemischen Industrie zuzuschreiben; schon frühzeitig wurden Chaptals Verdienste von den Zeitgenossen anerkannt, und noch kurz vor dem Ausbruche der Revolution wurden ihm der Michaelsorden sowie das Adelspatent verliehen. In den ersten Monaten des Jahres 1790, als man überall in Frankreich sich zusammenschloß in Klubs und Verbindungen zum Schutze der Konstitution, der Nationalversammlung und des Königs, wurde auch in Montpellier eine solche Vereinigung gegründet. Jener „société des amis de l'égalité et de la constitution", wie sie sich nannte, trat auch Chaptal bei. Wenn der Autobiograph über diese erste Phase seines politischen Auftretens bis zu den Tagen der föderalistischen Kämpfe mit den wenigen Worten hinweggeht, „es dauerte

nicht lange, so hatte ich in dem Klub einen großen Einfluß", so läßt sich aus der Geschichte dieser „société" [1]) feststellen, daß sein Schweigen hier wohl kein unbeabsichtigtes ist. War ihm doch keine geringere Rolle als die des Präsidenten dieses Klubs zugefallen, der, einer der tatkräftigsten der ganzen südlichen Departements, sehr energisch in die Politik eingriff. Mochte es sich um Zustimmungs- oder Protestadressen an die Nationalversammlung, um ein Verbrüderungsfest mit den Truppen oder um die Errichtung einer Statue der Freiheit handeln, überall war der Klub dabei oder hatte sogar die Initiative. Alle möglichen Anregungen und Vorschläge, selbst die allerradikalsten, gingen aus dem Kreise seiner Mitglieder hervor, so z. B. die Forderung, die Zitadelle von Montpellier als einen freier Mitbürger unwürdigen Bau niederzureißen, ein Verlangen, das von Parlament und König abgelehnt wurde [2]). Als Ende Juni 1791 die Kunde von der Flucht des Königs sich in Montpellier verbreitete, da ließ der Klub unter dem Präsidium Chaptals eine Adresse an die Nationalversammlung ergehen, in der die Worte standen: „Ergreifet die Gelegenheit; Ihr werdet nie eine bessere finden, macht aus Frankreich eine Republik! La race des rois est une malfaisante!"

[1]) Für dies und das Folgende über die Vorgänge in M. ist stets zu verweisen auf das Werk von Duval-Jouve: Montpellier pendant la révolution. Montpell. 1881. — Noch eingehender hätten sich vielleicht die Dinge darstellen lassen, wenn mir das auch von Wallon in seinem Werke „La Révolution du 31 mai et le Féderalisme en 1793" benutzte Werk zur Verfügung gestanden hätte, das als Manuskript sich auf der Bibliothek von Montpellier befindet und den Titel trägt: Recherches historiques et chronologiques pour servir à l'histoire de Montpellier 1re partie, depuis 1788 jusqu'au 1er vendémiaire an IV. Loisirs de Vr. Dr. Soulier pendant les vacations des années 1814, 1815, 16, 17.

[2]) Man versuchte aber trotzdem die Zitadelle zu erstürmen und sie niederzureißen. Duv. Jouve.

Daß der Minister des ersten Kaiserreiches, das Mitglied der Kammer der Pairs unter den restaurierten Bourbonen, im Jahre 1824, als er seine Lebensbeschreibung verfaßte, an diese Tätigkeit und solche Worte nicht gerne erinnern wollte, ist wohl zu verstehen.

Was uns der Autobiograph statt dessen auf einer halben Seite seines Werkes über diese Epoche gibt, ist größtenteils allgemeiner Natur und belanglos oder falsch.

Die Legislativversammlung bestand jetzt für ihn nur aus Advokaten, Journalisten, Komödianten und anderen Individuen, die kein Vermögen hatten und ohne Prinzip und Kenntnisse in der Verwaltung waren. „L'assemblée législative", so fährt er dann fort, „s'arroge le titre de convention ou d'assemblée constituante[1])." Ob hier wirklich von Chaptal mit dem „titre" die offizielle Bezeichnung gemeint ist oder — womit er recht gehabt hätte — nur die tatsächliche Arrogierung der regierenden Gewalt seitens der Legislative, diese Frage zu erörtern verlohnt sich nicht der Mühe. Viel wichtiger ist die Betrachtung dessen, was uns der Autobiograph im folgenden über die föderalistische Bewegung im Süden zu erzählen weiß. Hat er sich vorher über seine Rolle in leicht zu deutender Bescheidenheit ausgeschwiegen, so wird er jetzt sehr redselig — allerdings auf Kosten der Wahrheit. Wenn wir nämlich lesen, daß Chaptal an die Spitze der föderalistischen Bewegung im Süden trat, daß er Präsident des berühmten Zentralkomitees wurde, welches in Montpellier tagte und aus Deputierten von zweiunddreißig Departements bestand, so sind diese Behauptungen fast sämtlich falsch. Richtig daran ist nur, daß der Sitz dieses Komitees, das in der Zeit der föderalistischen Bewegung eine große Rolle gespielt hat, sich in Montpellier befand, aber der Präsident desselben ist nicht der Memoirenschreiber,

[1]) Ch. S. 26.

sondern ein Herr Durand[1]), der Maire von Montpellier, gewesen, während Chaptal in den Artikeln des Bulletin[2]) dieser Vereinigung sich unterzeichnete als député par le canton de Montpellier au comité central. Ein Irrtum ist es auch, daß dieses Komitee sich aus Deputierten von zweiunddreißig Departements zusammengesetzt habe; wie schon sein vollständiger Name „comité central de salut public de l'Hérault" sagt, war es vielmehr in seiner Zusammensetzung durchaus ein Lokalkomitee; es war gebildet aus Deputierten der Primärversammlungen dieses einen Departements und nicht von zweiunddreißig föderalisierten Departements im Süden, die übrigens in solcher Zahl gar nicht existierten. Doch wenn auch in seiner Zusammensetzung auf einen kleinen Kreis beschränkt, ging dieses Komitee in seiner Tätigkeit — und das ist das Richtige in Chaptals Behauptungen — weit über die Grenzen des Departements hinaus. Nur ist es wieder stark übertrieben, wenn der Autobiograph behauptet, daß sie damals drei Armeekorps organisiert, einen neuen Konvent nach Bourges berufen und in Clermont ein Tribunal zur Aburteilung der Konventsmitglieder errichtet hätten. Gewiß, vorgeschlagen wurde das alles damals im Komitee, in Wahrheit traten aber diese Organisationen gar nicht in Kraft[3]); es blieben Vorschläge, die viel Staub aufwirbelten und bei den Bürgern des Departements begeisterte Zustimmung fanden; im Parlamente aber riefen sie große Entrüstung hervor und zwangen dieses zu verschärften Maßregeln, die auch bald in Montpellier die Stimmung umschlagen ließen. Interessant ist aber die Tatsache — und sie scheint dem Autobiographen ganz aus dem Gedächtnisse entschwunden zu sein —, daß diese eigenartigen, radikalen Vorschläge Chaptal selber zum Ur-

[1]) Duval-Jouve II 67.
[2]) Ibidem S. 69.
[3]) Ibidem S. 76.

heber hatten. In dem zweiten Bulletin, welches das Zentralkomitee herausgab, finden sich die drei Vorschläge, eine neue Konstitution auszuarbeiten, eine neue Legislative einzuberufen und eine Nationaljury in Clermont zu schaffen, zum ersten Male veröffentlicht, und Chaptal zeichnet für sie als Verfasser.

So einflußreich und bedeutungsvoll demnach des Memoirenschreibers Rolle, der übrigens auch noch anderweitig publizistisch für die Ideen der Gironde eintrat, damals gewesen sein mag, ein Irrtum ist es doch, wenn Chaptal meint, daß alle Akten dieses Komitees sowie dessen Korrespondenz von ihm unterzeichnet worden seien und daß ihn deshalb als Ersten die Verhaftung traf.

Als Erster wurde nämlich Durand, der Präsident dieses Komitees, verhaftet; dieser und noch zwei andere verantwortliche Redakteure der Bulletins jenes Ausschusses mußten sich schon im Juli vor dem Konvente verantworten, während Chaptal lange danach erst im Oktober, zusammen mit vielen anderen durch föderalistische Umtriebe kompromittierten Privatleuten und Beamten, in Haft genommen wurde.

Der Autobiograph gibt ferner an, er habe nach acht Tage langem Aufenthalte in der Zitadelle an ein einflußreiches Mitglied der neuen Verwaltung geschrieben, ihn sofort freizulassen, sonst würde er durch seine Veröffentlichungen sie alle belasten können; infolgedessen hätte man ihm trotz des Gegenbefehls des Wohlfahrtsausschusses sofort die Freiheit gegeben. Letzteres ist falsch; denn, wie Duval-Jouve auf Grund der Dokumente berichtet, sind alle Verhafteten zusammen bald darauf an ein und demselben Tage wieder entlassen worden[1]).

In Paris brauchte man nun bald Chaptal sehr nötig. Die Pulvervorräte für die vielen damals im Kampfe stehenden Heere des Konventes drohten auszugehen. Alle Chemiker

[1]) Duval-Jouve II 122.

von Ruf wurden entboten, um hier Abhilfe zu schaffen, und so sehen wir denn auch den eben aus der Haft entlassenen Girondisten bald für den Konvent eifrig tätig. Mit Berthollet und anderen richtet er große Pulverfabriken ein; die Anfertigung dieses Stoffes wird durch die gemeinsame Arbeit der gelehrten Fachmänner so vervollkommnet und beschleunigt, daß in kürzester Zeit die mißliche Lage beseitigt ist. Als die gesamten Pulvervorräte am Morgen des 31. August 1794 in die Luft fliegen, wird Chaptal wie durch ein Wunder gerettet. So furchtbar und verheerend wie uns Chaptal die Wirkung dieses Ereignisses in seinen „Erinnerungen" ausmalt — spricht er doch von Tausenden von Toten —, wird sie aber wohl kaum gewesen sein; denn sonst müßte doch irgendwie in den gleichzeitigen Memoiren oder der umfangreichen übrigen Literatur[1]) jener Zeit etwas darüber zu finden sein. Ein Mittel zur Nachprüfung seiner Angaben bieten uns die Protokolle der Parlamentsverhandlungen an jenem Tage[2]). Die Berichte der von der Unfallstätte allmählich zu den Konventsverhandlungen eintreffenden Mitglieder lassen übereinstimmend erkennen, daß Chaptals Angaben sehr stark sensationell ausgeschmückt sind.

Bald nach diesem Ereignisse verläßt Chaptal Paris, um die Medizinschule in Montpellier zu organisieren. Jetzt tritt er politisch ganz in den Hintergrund, und so können wir die nächsten fünf Jahre hier unberücksichtigt lassen; dann aber kommen der Tag von Fréjus und der von Chaptal mit großer Freude begrüßte 18. Brumaire. „Hier fängt für mich eine neue Ordnung der Dinge an und sozusagen eine neue

[1]) In der erschöpfenden Biographie de l'histoire de Paris pendant la Révolut. française par M. Tourneux habe ich auch nicht eine einzige Schrift gefunden, die sich mit diesem Ereignisse beschäftigt; nur einige behördliche, noch ungedruckte Erlasse, die auf diesen Unfall Bezug haben, sind dort angegeben.

[2]) Moniteur Nr. 21 S. 645ff.

Laufbahn", so heißt es darüber in seinen Aufzeichnungen. Er wurde bald in den Staatsrat berufen und während der Tätigkeit in dieser Stellung mit zwei wichtigen Angelegenheiten betraut, mit dem Gesetz über die allgemeine Verwaltung und mit der Organisation des öffentlichen Unterrichts. Zehn Monate später wurde er zum Minister des Innern ernannt, zuerst als Vertreter Lucian Bonapartes und am 21. Januar 1801 als dessen Nachfolger.

Was er nun im einzelnen in seiner Tätigkeit als Minister geleistet hat, dies in allem genau darzustellen dürfte für unsere Untersuchung nicht erforderlich und bei dem heutigen Stande der Detailforschung auf diesem Gebiete wohl auch kaum schon möglich sein. Daß aber jedenfalls Chaptals Rolle als Minister und sein persönlicher Anteil an den großen Ideen und Projekten, die die Konsulatszeit heranreifen sah, nicht so groß gewesen sind, wie er sie darzustellen sucht, das läßt sich durch einige Stichproben leicht erweisen. So schreibt er z. B.[1]): „Ich hatte eines Tages Gelegenheit, Bonaparte vorzuschlagen, seinen Namen mit der Ausführung von drei Projekten zu verknüpfen, von denen schon eins allein sein Andenken unsterblich gemacht haben würde." Es waren dies, wie der Autobiograph weiter ausführt, die Projekte der besseren Wasserversorgung von Paris, der Restauration des Louvre und der Anlage der großen Seinebrücken und -quais. In seinen „Napoleonerinnerungen" sehen wir Chaptal schon bedeutend bescheidener; dort[2]) ist es nur das eine Projekt, das der Verbesserung des Pariser Wassernetzes, was er einst auf einem Spaziergange seinem Herrn vorgeschlagen haben will. Und zwar soll sich der erste Konsul von diesem Plane so begeistert gezeigt haben, daß er gleich am nächsten Morgen einen Ingenieur mit 500 Mann ausgesendet hat, um

[1]) Ch. S. 80.
[2]) Ch. S. 358.

den von Chaptal vorgeschlagenen Kanal zu graben. Übrigens nimmt auch Frochot, der Seinepräfekt, ebenso wie Chaptal für sich das Verdienst in Anspruch, Napoleon gegenüber als Erster von diesem Projekte gesprochen zu haben[1]). Über die tatsächliche Entwicklung dieser Frage läßt sich mit Sicherheit aus dem von dem Leiter der Kanalarbeiten, dem Ingenieur Girard, verfaßten offiziellen Berichte[2]) sowie den Gutachten eines anderen daran beteiligten Fachmannes[3]) folgendes ermitteln: Die Verbesserung des Pariser Wassernetzes durch Zufuhr eines der in der Nähe fließenden Gewässer, besonders des Ourcq, ist ein altes Projekt, das schon im 17. Jahrhundert einmal in Angriff genommen wurde[4]) und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Gegenstand vielfacher Untersuchungen, Vorschläge und Gutachten gewesen ist; ein Plan löste immer den anderen ab, bis dann am 30. Januar 1791 durch Dekret einem Unternehmer die Ausführung eines Vorschlages, der die Erweiterung des Pariser Wassernetzes durch die Ablenkung der Beuvronne und eines Teiles des Ourcq zum Gegenstande hatte, genehmigt wurde. Die Revolutionsstürme ließen die Sache damals nicht zur Ausführung kommen; doch brachten die geschäftlichen Nachfolger dieses Unternehmens das Projekt ständig wieder bei den schnell wechselnden Regierungen vor, und so erneuerten sie auch beim ersten Konsul ihren

[1]) Passy. Frochot S. 485—487.

[2]) Rapport à l'assemblée etc. sur le projet général du canal de l'Ourcq par P. S. Girard, Ingénieur en chef des Ponts et Chaussées chargé de la distribution des travaux de ce canal — Ferner: Recherches sur les eaux publiques de Paris. Les distributions qui en ont été faites et les divers projets etc. par S. Girard, Paris 1812.

[3]) Gauthey: Mémoires sur les canaux de navigation 3me tome des œuvres de Gauthey, Paris 1816.

[4]) Durch einen Herrn Mause, den Schwiegersohn des Herrn Riquet, des Erbauers des Canal du Midi. 1803 gab es noch Spuren jener Kanalarbeiten; siehe Girard, Rapport etc.

Vorschlag, wobei sie sich auf einen amtlichen Auftrag vom Februar 1799 sowie auf den Bericht einer Kommission des Instituts vom Januar 1800 stützten[1]), worin die Wichtigkeit und Nützlichkeit der geplanten Arbeiten anerkannt war. Das Ergebnis dieses Gesuches war, daß daraufhin einige Ingenieure vom Staatsrate mit den Vermessungsarbeiten für den projektierten Kanal betraut wurden.

Soviel an dieser Stelle über die Geschichte der Kanalanlage, deren weitere Entwicklung wir noch bei der Kritik der Erinnerungen darzulegen haben werden. Dieses eine Beispiel hat uns aber offenbart, wie wenig Chaptal Bedenken trägt, ein Verdienst, das auf keinen Fall ihm zuzuschreiben ist, anstandslos sich selber beizumessen. Zur Beurteilung der Persönlichkeit des ehemaligen Ministers ist diese Konstatierung jedenfalls von Wert.

Auch die umfassende Reorganisation des Hospital- und Gefängniswesens rechnet der Autobiograph zu seinen ganz persönlichen Verdiensten, und dies vielleicht nicht mit Unrecht. Wenn er aber behauptet, daß er, als er die durch die Revolution aus den Hospitälern vertriebenen frommen Schwestern wieder zurückrief, dies getan habe „sans consulter ni Bonaparte ni le conseil d'Etat", so bemerkt dazu mit Recht der Besprecher des Chaptalschen Werkes in der Revue d'histoire moderne[2]), daß man ihm das nicht glauben könne. Ein solcher Schritt würde, zumal kurz vor dem Abschlusse des Konkordats, allzusehr auf die gesamte politische Lage gewirkt haben, als daß Napoleon diesem Plane hätte ganz fernstehen können.

Die wichtigste der Aufgaben Chaptals auf seinem Ministerposten, die Tätigkeit für Handel und Industrie, werden wir weiter unten im Zusammenhange mit seinen wirtschaftspolitischen Anschauungen zu besprechen haben.

[1]) Der jedenfalls Chaptal nicht angehört hat.

[2]) Siehe oben S. 2.

Im Jahre 1804 sehen wir plötzlich Chaptal im Ministerium des Innern durch Champagny ersetzt und ihn selbst auf den Ruheposten eines Senators verwiesen. Wie es zu dieser Wendung der Dinge kam und welche Schilderung uns der ehemalige Minister in seinen Erinnerungen von diesem Ereignis gibt, wird ebenfalls an anderer Stelle noch darzulegen sein. Aber gleichsam als habe mit dem Scheiden aus dieser hohen politischen Stellung das Leben für ihn allen Wert und alle Wichtigkeit verloren, hört der Autobiograph an diesem Wendepunkte mit seiner Lebensbeschreibung auf, und auch für uns, die wir Chaptal als Politiker würdigen wollen, bleibt jetzt nicht mehr viel zu berichten. Nach wie vor in freundschaftlichem Verkehr mit Napoleon bleibend, widmet er sich von nun an ganz seinen wissenschaftlichen Studien. Erst in den Jahren 1813/14 sehen wir ihn wieder in politischer Stellung für Napoleon tätig. Als außerordentlicher Bevollmächtigter geht er zur Zeit des ersten Einfalles der fremden Heere nach Lyon, um hier die Truppenaushebungen und andere Regierungsmaßregeln zu überwachen. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, wandte sich auch Chaptal seinem alten Gebieter wieder zu. Während der hundert Tage stand er an der Spitze des Direktoriums des Handels und der Industrie; unter Ludwig XVIII. wurde er Mitglied der Kammer der Pairs, in der er im Sinne gemäßigter Politik wirkte.

Er starb im Jahre 1832.

Dies mag hier zunächst genug sein über Chaptal selbst und seine Autobiographie, die uns mit ihren Ungenauigkeiten, Irrtümern und absichtlichen oder unabsichtlichen Entstellungen gelehrt hat, daß er das ihm gespendete Lob der Exaktheit sicher nicht verdient. Prüfen wir nun so vorbereitet Chaptals Mitteilungen über Napoleon.

Chaptals „Erinnerungen an Napoleon".

I.

Jugend und Emporkommen Napoleons.

Die beiden ersten Abschnitte seiner Napoleonerinnerungen widmet Chaptal der Jugendzeit Bonapartes; sie sind reich an Anekdoten, die dem Memoirenschreiber teilweise von anderen, z. B. der Mutter Laetitia oder Volney oder Napoleon erzählt worden sein sollen, teilweise aber auch auf Chaptal selber als Quelle zurückgehen.

Über Bonapartes Aufenthalt auf der Militärschule zu Brienne lesen wir bei ihm folgende Erzählung[1]): Die Studien auf dieser Anstalt hatten Napoleons Gesundheit derart untergraben, daß seine Mutter auf die Nachricht davon hinreiste, um ihn von dort wegzuholen; während ihr die anderen Professoren versicherten, der Knabe könne ruhig, ohne seine Gesundheit zu gefährden, weiter am Unterrichte teilnehmen, da er zwar sehr abgemagert aber ganz gesund sei, gab ihr der Mathematikprofessor den Rat, den Jungen nur mitzunehmen, denn er verlöre schon seit sechs Monaten seine Zeit; und auf das erstaunte Fragen der Mutter setzte er hinzu: „Ich meine, daß er deshalb seine Zeit verliert, weil niemand von uns ihm mehr etwas beibringen kann, was er nicht schon wüßte." Von vornherein mißtrauisch bin ich der Anekdote gegenüber um deswillen, weil sie allzustark

[1]) S. 175.

anklingt an jene Art von Erzählungen, wie sie jederzeit die Legende in Menge über die Jugendzeit später berühmt gewordener Männer erfand. Doch angenommen, es wäre wirklich damals eine derartige Äußerung gefallen, so hätte das doch natürlich nur in der letzten Zeit vor dem Abgange Napoleons von der Brienner Schule geschehen können; denn man wird wohl niemandem glaubhaft machen wollen, daß schon in den ersten Jahren die Lehrer dort mit all ihrer Weisheit dem kleinen Bonaparte gegenüber zu Ende waren. Ist es nun schon äußerst unwahrscheinlich, daß Mutter Laetitia überhaupt jemals ihren Sohn in Brienne besucht hat[1]), so ist ein Besuch von ihr in der letzten Zeit, bevor der Knabe diese Schule verließ, auf keinen Fall anzunehmen. Denn einmal war Laetitia in jener Zeit, die der Geburt Jérômes[2]). vorherging, physisch dazu gar nicht imstande; sodann ist sicher bezeugt, daß im Jahre 1784 Charles Bonaparte allein in Brienne gewesen ist[3]). Verlegen wir Laetitias Anwesenheit in Brienne in das Jahr 1783, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dagegen, daß Charles Bonaparte auch in diesem Jahre Korsika verließ. Wir müßten also annehmen, daß Laetitia damals die beschwerliche Reise von ihrer Heimatsinsel bis in die Champagne allein unternahm, was um so zweifelhafter ist, als damals die Familie Bonaparte in so dürftiger Lage war, daß der Vater zu seiner Reise im Jahre 1784 das Geld erst hatte leihen müssen[4]).

Derselbe Abschnitt bringt noch zwei weitere Anek-

[1]) Chuquet lehnt dies rundweg ab; er spricht nur von dem Besuche des Vaters im Juni 1784 als dem einzigen, den überhaupt der Knabe während seines dortigen Aufenthaltes von einem Mitgliede seiner Familie erhielt. Masson lehnt es nicht so ohne weiteres ab, hat aber auch sehr berechtigte Zweifel gegen den angeblichen Besuch Laetitias in Brienne.

[2]) Jérôme geb. 15. Nov. 1784.

[3]) Der kleine Napoleon meldet dies in einem Briefe an Onkel Fesch.

[4]) S. Masson, Napoléon inconnu.

doten, die auf Napoleons Lehrer in Brienne Bezug haben und einen Beweis liefern sollen dafür, daß Napoleon ihm einmal zugefügte Schmach nicht leicht vergaß und andererseits genossener Wohltat sich gerne dankbar erinnerte[1]).

Eine Reise, die der erste Konsul in Begleitung Chaptals machte, führte ihn einmal nach Compiègne, zur Zeit als der frühere Brienner Direktor Berton dort Schulvorsteher war. Napoleon ließ seinen alten Direktor, der ihn vor versammelter Schülerzahl mit einer Ansprache begrüßte, auffällig seine Mißstimmung fühlen und verlangte gleich darauf, obgleich der Minister über die Tätigkeit dieses Mannes nur Günstiges zu berichten wußte, dennoch dessen Entfernung aus dem Posten mit den Worten „il est trop dur". Chaptals Vorschlag, ihn zum proviseur am Gymnasium zu Reims zu machen, pflichtete Napoleon bei und erzählte „einige Tage später", als ihm der Minister von der Führung Bertons auf dem neuen Posten in Reims sprach „einige Monate später" ist hier natürlich zu verbessern; denn „in einigen Tagen" ließ sich doch weder die Versetzung, noch die Einarbeitung auf dem neuen Posten bewerkstelligen, — einen Vorgang aus seiner Brienner Schulzeit, auf den diese so lange nachwirkende Erbitterung gegen Berton zurückzuführen sei. Als kleiner Militärschüler habe nämlich Bonaparte im Bunde mit zwei Kameraden dem allzu gestrengen Herrn Direktor ein Ständchen gebracht, sei dabei erwischt und zur Strafe für seine übelangebrachten musikalischen Leistungen drei Tage in Arrest gesetzt worden. Soweit Chaptal. Leider ist aber die ganze Geschichte völlig unhaltbar. Dieser Herr „Lebreton", wie ihn übrigens Chaptal andauernd statt „Berton" nennt, ist nämlich noch zwei Jahre lang nach dem Besuche Napoleons Direktor des collège in Compiègne geblieben[2]). Leiter der école des

[1]) Ch. S. 181.

[2]) Siehe Masson, Napoléon inc. I. S. 56.

arts et métiers, was ihn der Minister sein läßt, ist er nie gewesen, ja er ist gerade in dem Momente, als Napoleon aus dem collège in Compiègne, zwei Jahre nach dem obenerwähnten Besuche[1]), eine école des arts et métiers machte, weil diese Schule naturgemäß einen Fachmann als Leiter erforderte, von Compiègne weg nach Reims berufen worden.

Die Pointe, daß Napoleon beim Anblick des ehemaligen Direktors an dessen frühere Härte gegen ihn sich erinnert und ihn deshalb versetzt haben soll, fällt also zu Boden und damit natürlich auch die ganze Anekdote, was für den Memoirenschreiber um so belastender wirkt, als er hier nicht von anderen Gehörtes berichtet, sondern sein eigener Gewährsmann ist.

Ähnlich steht es auch mit der anderen Erzählung[2]), die umgekehrt einen Beleg bieten soll für die dankbare Anhänglichkeit, die Napoleon den Lehrern seiner Jugend bewahrte. Wie Chaptal berichtet, habe der erste Konsul einst, als es sich um die Besetzung von vier neugeschaffenen Stellen von Unterrichtsinspektoren handelte, den einen dieser Posten für seinen alten Lehrer Domairon reservieren lassen. Die Nachricht von dieser Auszeichnung konnte aber dem Manne nicht überbracht werden, da der alte Domairon, im Strudel der Revolution verschwunden, nirgends aufzufinden war; der Zufall soll schließlich den alten Lehrer mit seinem Schüler wieder zusammengeführt haben, und zwar auf der obenerwähnten Reise Napoleons mit Chaptal im Jahre 1801. In einem maître de pension, der in Dieppe seine Zöglinge dem ersten Konsul vorführte, so erzählt Chaptal, erkannte man den lange Gesuchten. Auf die liebenswürdigste Weise

[1]) Der Besuch fiel auf den 25. Juni 1801; die Verfügung über die Verwandlung des collège in eine école des arts et métiers ist vom 25. Februar 1803 datiert. — Siehe Masson, Nap. inc. ibidem.

[2]) Ch. S. 179.

von dem Konsul empfangen, erhielt er sofort Mitteilung von der Auszeichnung, die sein ehemaliger Schüler für ihn aufbewahrt hatte, und der Minister zahlte ihm die 8000 Frks. Gehalt seit dem Tage der Ernennung nach.

Ist es nun schon sehr merkwürdig, daß es dem Minister bei acht Monate langem Suchen nicht gelungen sein soll, diesen Mann, der noch dazu eine Reihe trefflicher fachwissenschaftlicher Werke geschrieben hatte, aufzufinden, so verliert die Anekdote dadurch vollends an Wahrscheinlichkeit, daß die Laufbahn Domairons sich in Wahrheit etwas anders gestaltete. Er wurde nämlich ein Jahr, nachdem ihm als professeur de belles lettres die Leitung des collège von Dieppe übertragen worden war, zum Mitgliede der Kommission für klassische Bücher ernannt [1]) und erst später zum inspecteur de l'instruction publique befördert. Das eigentlich Charakteristische jedenfalls an der ganzen Anekdote, die dunkle Existenz von Napoleons früherem Lehrer und seine plötzliche Berufung auf so hohen Posten, geht damit ganz verloren. Auch diesen Vorgang will Chaptal miterlebt haben.

Eine würdige Umrahmung für diese seltsamen Anekdoten, mit denen der Erzähler seine Aufzeichnungen einleitet, bilden die meist völlig falschen, oft geradezu komisch wirkenden Angaben, die zwischen seine legendarischen Berichte verstreut sind.

So überrascht er uns z. B. gleich im zweiten Satze seiner „Erinnerungen" durch die Angabe, daß Napoleon der zweite Sohn einer Familie gewesen sei, die vier Söhne und drei Töchter hatte; bekanntlich waren es fünf Söhne. Nachdem Chaptal dann die obenerwähnten Geschichten über Brienne erzählt hat, läßt er den jungen Napoleon in Valence anstatt auf der Militärschule zu Paris seine Studien fort-

[1]) Histoire de Béziers ou Recherches sur la Province de Languedoc p. 395. p. M. H. Julia. Paris. 1845. Ferner: Histoirede la ville et des évêques de Béziers p. E. Sabatier. p. 468.

setzen. „Aus der Schule von Valence kommend," so heißt es weiter, „wurde Napoleon in eine Artilleriekompagnie versetzt, die in Nizza lag, wohin er sich auch begab; kurz darauf aber erhielt er Urlaub und fuhr nach Korsika." Chaptal denkt offenbar an die in Valence befindliche Artillerie- und Ingenieurschule. Deren Schüler ist Napoleon aber nicht gewesen; sondern von Paris aus ist er in das damals in Valence stationierte Regiment La Fère versetzt worden; auch nach Nizza ist er damals nicht als Artillerieleutnant gekommen, sondern er ging von Valence aus mit Urlaub nach Korsika. Lesen wir Chaptals Bericht weiter, so schloß sich Napoleon damals gleich[1]) eng an Paoli an (also im Jahre 1786!), ließ sich zum Kommandanten der Nationalgarde machen und gewann bald solche Herrschaft über die Leute, daß Paoli, der schon daran dachte, die Insel den Engländern auszuliefern, mißtrauisch wurde.

Auch hier ist wieder eine Angabe immer törichter als die andere.

Im Jahre 1786 war Paoli überhaupt noch in England, im Exil, und erst vier Jahre später, Mitte Juli 1790, landet er in Bastia. Auch Kommandant der Nationalgarde auf Korsika, die übrigens erst 1791 und nicht schon 1786 eingerichtet wurde, ist Napoleon nie gewesen. Es gab vier Bataillone Freiwilliger auf der Insel; die Stelle des zweiten Kommandanten in einem derselben, dem von Ajaccio, war ihm, nachdem er anfänglich die Stelle des Adjutantmajor erstrebt hatte, übertragen worden, und das war am 1. April des Jahres 1792, also sechs Jahre später als Chaptal meint, geschehen. In jenen Jahren war Bonaparte überhaupt wieder lange Zeit von Korsika fern, ist in Paris gewesen und hat in verschiedenen Garnisonen, in Auxonne sogar $1^1/_4$ Jahr hindurch, Dienst getan. Doch solche Dinge gehen anscheinend den Erzähler Chaptal gar nichts an; denn unbekümmert fährt

[1]) en arrivant heißt's im Text.

er fort: „Inzwischen war Herr Sémonville nach Korsika gesandt, um dort einen Auftrag auszuführen. Bonaparte suchte ihn gleich am Tage nach seiner Ankunft auf und verhehlte ihm nicht, daß er seine Artilleriekompagnie verlassen habe, um das Kommando der Nationalgarde zu übernehmen und die Pläne Paolis zu vereiteln, der sehr geneigt schien, die Insel den Engländern auszuliefern. Da die Sendung des Herrn Sémonville dasselbe bezweckte, so verbanden und verstanden sich dieselben leicht.“ Nur schade wieder, daß Sémonville gar nicht aus diesem Grunde nach Korsika gekommen war, sondern um dort, bevor er seinen Gesandtschaftsposten in Konstantinopel antrat, noch die letzten Instruktionen aus der Heimat abzuwarten[1]). Im November 1792[2]) war der Gesandte deshalb auf dieser letzten Station französischen Gebietes an Land gegangen, was aber Chaptal gar nicht verhindert, mit den Worten fortzufahren: „Einige Tage nach seiner Ankunft erhielt Herr Sémonville Papiere aus Paris, die ihm die Nachricht vom Tode des Königs brachten.“ Am 21. Januar 1793 fiel das Haupt Ludwigs XVI.; es entspricht also der Zeitraum, den die Chaptalsche Chronologie hier als ein paar Tage bezeichnet, ebenso vielen Monaten in der Wirklichkeit. Allen Ungereimtheiten aber setzt der Berichterstatter die Krone auf mit der Bemerkung, daß Napoleon auf alle Warnungen seines Freundes Volney vor den eifersüchtigen Plänen Paolis ständig vertrauensselig und gelassen geantwortet habe: „Der hat mich ja nötig.“ Nein, es ist genau umgekehrt gewesen. Nicht der einflußreiche, gefeierte National-

[1]) [2]) Siehe: Georges Grosjean, La mission de Sémonville à Constantinople. Paris 1887; angeführt bei Masson II S. 424: auch Chuquet (allerdings ohne Quellenangabe) erzählt die Dinge ähnlich, er gibt noch Details, aus denen auch auf eine Ankunft Sémonvilles längere Zeit vor dem Januar 1793 (dem Beginn der sardinischen Expedition) zu schließen ist.

held Paoli hatte den jungen Bataillonskommandanten nötig, wohl aber Napoleon ihn. Gerade auf Paoli gestützt hatte Napoleon emporkommen wollen und deshalb dessen Freundschaft erstrebt und sie auch noch, solange es irgendwie ging, sich zu erhalten versucht. Hat er doch noch nach dem April 1793, als die von Lucian Bonaparte verfaßte Adresse gegen Paoli im Konvente einen Entrüstungssturm entfesselt hatte, sich die größte Mühe gegeben, den General zu halten[1]).

Volney, der Philosoph, den wir soeben als intimen Freund Napoleons kennen lernten, wurde nun auch, so führt Chaptal aus, nachdem Napoleon von Korsika hatte weichen müssen, um dieser Freundschaft willen dem Paoli verdächtig und zog es vor, als er dies merkte, ebenfalls nach Frankreich zurückzukehren. Und dabei kehrte doch Volney schon im Februar 1793, als Napoleon noch gar nicht daran dachte, Korsika zu verlassen, nach Frankreich zurück, und schon in diesem und dem folgenden Monate sehen wir den Philosophen in Paris in voller literarischer und parlamentarischer Tätigkeit[2]); schon agitiert er in der Hauptstadt heftig gegen Paoli, während Napoleon noch auf Korsika an Versöhnung mit dem von Volney Angegriffenen denkt[3]).

Doch der Memoirenschreiber weiß noch mehr über die Beziehungen zwischen Volney und Napoleon; ja er meint diese Dinge sogar so gut zu kennen, daß er uns z. B. sagen kann, daß die erste Person, welche Volney damals bei seiner

[1]) Unter seinen Papieren befinden sich aus der Zeit nach dem April 1793 Entwürfe zweier Adressen des Klubs von Ajaccio an den Konvent und an den Stadtrat von Ajaccio, worin Paoli als der Patriarch der Freiheit, der Vorläufer der französischen Republik in Schutz genommen wird. Siehe Masson II. S. 427 ff.

[2]) Am 22. Febr. 1793 legt er in einer Sitzung des provisorischen Exekutivkomitees seine Ansichten über Korsika dar. S. Chuquet III. S. 84.

[3]) Am 20. u. 21. März z. B. ergreift er im Moniteur das Wort.

Landung auf französischem Boden traf, Napoleon gewesen sei, der, wie eben gezeigt, doch erst ein halbes Jahr später Korsika verließ. Doch das macht dem Berichterstatter Chaptal wenig aus; läßt er doch nun sogar diese beiden noch zusammen mit einem Dritten, dem Repräsentanten Turreau, der auch nicht dabeigewesen sein kann, weil er erst ein Jahr später zur italienischen Armee kam, gemeinschaftlich dinieren und den jungen Bonaparte eine weiter unten zu würdigende erstaunenswerte Probe militärischen Talentes ablegen. Des Memoirenschreibers überraschend eingehende Kenntnis dieser Verhältnisse verrät uns nun auch noch, was weiter mit Volney geschah. „Er fuhr", so schreibt er, „einige Tage später nach Paris und, nachdem er dort sein berühmtes Werk über Ägypten und Syrien hatte drucken lassen, reiste er nach den Vereinigten Staaten."

In Wirklichkeit kam der Philosoph 1793 nach Paris, 1795 fuhr er nach Amerika und **1787** ist sein berühmtes Werk über Ägypten und Syrien erschienen[1]). Wahrlich erstaunenswert ist die geringe Achtung vor Zahlen und Daten, die in dem allen der Memoirenschreiber an den Tag legt, und der Schluß liegt nahe, daß er nicht ohne Grund die Ereignisse so ganz nach seinem Belieben umstellt. Vielleicht treibt ihn hierzu nichts als das eitle Streben, nur ja alles anzubringen, was er weiß oder doch zu wissen glaubt. Vielleicht auch — und dafür spricht manches — konstruiert und verdreht er deswegen so willkürlich die geschichtlichen Zusammenhänge, weil es ihm mehr um eine flott dahinfließende Erzählung als um die Zuverlässigkeit in seinen Berichten zu tun ist. Jedenfalls kann auch die Lehre, die wir aus den letzten Seiten zu ziehen haben, nur

[1]) Siehe dazu das Vorwort zu den Oeuvres complètes de Volney. Paris 1820—26.

wieder die sein: Vorsicht, ja äußerstes Mißtrauen zu gebrauchen einem Memoirenschreiber gegenüber, der es unbedenklich fertig bekommt, völlig aus der Luft gegriffene, aber doch zuverlässig klingende Wendungen in seine Aufzeichnungen hineinzusetzen, offenbar nur, um irrigen Zusammenhängen den Stempel der Glaubwürdigkeit aufzudrücken.

Auch der zweite Abschnitt ist reich an Anekdoten.

Die eine erzählt uns kurz das Folgende: Nach seiner Vertreibung von Korsika hat Napoleon, ehe er sein Regiment in Nizza aufsuchte, erst noch in Marseille an Stelle des erkrankten dortigen Kommandanten Befestigungsanlagen ausgeführt. — Wie er das wohl hätte machen sollen; war Marseille doch gerade zu jener Zeit noch im Aufstande gegen den Konvent; bekanntlich wurde es erst im August jenes Jahres unterworfen! Von hier aus sei Napoleon dann nach Nizza gegangen, so lesen wir weiter, um ein Artilleriekommando zu übernehmen, und, kaum in jener Stadt angekommen, plötzlich verhaftet worden, und zwar aus dem folgenden Grunde: Jene angeblich damals in Marseille angeordneten Befestigungsanlagen hatten den Argwohn einiger bald darauf in dieser Stadt zur Inspektion erschienener Klubmitglieder erregt. Fand man doch die Kanonen einer Batterie so aufgestellt, daß sie ihre Mündungen gegen die Stadt richteten, um das flache Land zu bestreichen, indem man über die Häuser hinwegschoß. Man machte Anzeige, und so wurde der vierundachtzigjährige, gebrechliche Kommandant vor das Tribunal geschleppt. Als er den jungen Bonaparte als den Urheber jener Maßnahmen bezichtigt hatte, traf das Los der Verhaftung diesen. „So saß denn also“, fährt Chaptal fort, „Napoleon in seinem Domizil gefangen. Junot, der mit ihm zusammenwohnte, schlug ihm ständig vor, doch zu fliehen und sich in den korsischen Wäldern zu verbergen; Bonaparte aber widersetzte sich diesen Vorschlägen. Nach

Verlauf von vierzehn Tagen kam aus Paris die Weisung, die Haft aufzuheben."

So wie Chaptal hier berichtet, kann sich der Vorgang auf keinen Fall abgespielt haben, da Napoleon, wie feststeht, nach seiner Landung auf französischem Boden, ohne in Marseille längeren Aufenthalt zu nehmen, sofort zu seinem Regiment ging[1]). Für die Beurteilung der Frage, ob etwa der Kern dieser Erzählung in einen anderen Zusammenhang zu bringen ist, gibt uns Chaptal selber einen Hinweis, indem er erwähnt, daß Junot damals mit Napoleon zusammengewohnt und ihm ständig zur Flucht geraten habe. Demnach muß sich also das Ereignis zur Zeit der Belagerung von Toulon zugetragen haben. Selbst wenn die Erzählung Napoleons, wonach er die Bekanntschaft Junots auf sehr romantische Weise mitten im Geschützfeuer vor Toulon gemacht haben will[2]), nicht ganz stimmen sollte; ein Zusammenwohnen in demselben Quartier sowie die in dem Rate gegebenen Freundschaftsbeweise setzen doch schon enge Beziehungen zur Zeit der angeblichen Gefangensetzung Napoleons voraus; mindestens wird Junot damals schon dessen Adjutant gewesen sein, wozu er nach dem Sturme auf die englische Verschanzung vor Toulon ernannt wurde[3]). Setzen wir demnach das von Chaptal berichtete Ereignis auf die zweite Hälfte jener Belagerungszeit fest, so fällt es zeitlich zusammen mit einem ganz ähnlichen Vorgang, über den uns Jung unter Beibringung zuverlässigen Materials genaue Angaben macht, die sich auch mit einem Hinweise im Memorial[4]) decken.

[1]) Chuquet und Masson differieren hier etwas in ihren Angaben; jedenfalls wird nach beiden Napoleon nicht vor der Mitte des Juni 1793 auf französischem Boden gewesen sein. Am 3. Juli zeigt ihn ein eigenhändiger Brief schon in Nizza in voller Tätigkeit; er muß also sehr bald nach der Landung seine Familie verlassen haben.

[2]) Mémorial de St.-Hélène I. S. 198.

[3]) Chuquet. Toulon S. 249.

[4]) Enfin un décret non exécuté le manda à la barre de la con-

Wie Jung berichtet[1]), hatte Napoleon, der noch während der Belagerung von Toulon mit der Inspektion der Küsten im Süden betraut worden war, die Befestigungen der Stadt Marseille in einem völlig ungenügenden Zustand vorgefunden, schleunigst Maßnahmen zur Abwehr des Übelstandes getroffen und unter anderem, da eins der Forts nach der Stadtseite hin völlig entblößt war, den Wiederaufbau von Schutzmauern nach dieser Seite hin vorgeschlagen. „Die Kanonen müßten so aufgestellt werden, daß sie die Stadt beherrschten," fordert er in dem Briefe an den Kriegsminister. Napoleons strategisch durchaus berechtigte Maßnahmen erregten aber böses Blut bei der Bevölkerung; die Sache kam zur Erörterung im Parlament, und der Kommandant wurde vor die Schranken des Gerichts gefordert. Napoleon hatte sich rechtzeitig aus dem Staube gemacht und in Toulon bei dem Konventsmitgliede Salicetti Sicherheit gesucht. Dieser und Robespierre schrieben an ihre Freunde in Paris, Napoleon rührte sich nicht von der Stelle, und die Angelegenheit verlief im Sande.

Man sieht: Es ist genau dasselbe Ereignis, um das es sich bei Chaptal und bei Jung handelt; dieser belegt seinen Bericht durch Dokumente; wir werden also ihm zu glauben haben und können die Erzählung, so wie sie uns Chaptal gibt, in das Reich der Legende verweisen, indem wir dabei offen lassen, ob die veränderte Wiedergabe des Vorganges Chaptals eigener Erfindungskraft zuzuschreiben ist, oder ob sein Gewährsmann, den er nicht nennt, ihn so falsch unterrichtet hat.

Wenn der Memoirenschreiber den Gendarm, der damals

---

vention pour avoir proposé quelques mesures militaires relatives aux fortifications à Marseille.

[1]) H. F. T. Jung. Bonaparte et son temps d'après les documents inédits. Paris 1880—83. Bd. II S. 451 ff.

Napoleon während der vierzehntägigen Haft bewacht und dabei des Gefangenen Wohlwollen errungen haben soll, später beim Kaiser als Palastadjutanten mit 4000 Frks. Gehalt in den Tuilerien gesehen haben will, so könnte das ja auch derjenige Polizist gewesen sein, der Napoleon später während dessen Haft in Antibes bewachte.

Derselbe Abschnitt schildert ferner eine Szene, die sich zwischen dem Kommandanten der Belagerungsarmee vor Toulon, dem General Carteaux, und dem neuankommenden Artillerieoffizier Bonaparte abspielte. Als dieser zum ersten Male die Belagerungsbatterien besichtigte, zeigte ihm der General voll Stolz die mit großer Umständlichkeit getroffenen artilleristischen Maßnahmen, in dem festen Vertrauen, alles so trefflich vorbereitet zu haben, daß am nächsten Tage sicherlich die ganze englische Flotte in den Grund gebohrt werden würde. Bonaparte meinte, daß es wohl erforderlich sei, zuvor erst einmal durch einen Probeschuß festzustellen, ob die Geschosse überhaupt bis zum Hafen trügen; der Versuch rechtfertigte Napoleons Zweifel glänzend, da die Geschosse nicht einmal die Hälfte der Entfernung durchliefen. Dieselbe Geschichte wird von Las Cases im Mémorial berichtet[1]); der Kern der Erzählung wird dort ungefähr ebenso wie bei Chaptal dargestellt. Das Äußere des Berichtes zeigt indessen bemerkenswerte Abweichungen und, wenn wir sicher wären, daß Chaptals literarisch gewandte Feder hier nicht wieder Rede und Gegenrede allzuwillkürlich erfunden hat, so ließe sich zwischen der Art, wie Napoleon das Ereignis dem Memoirenschreiber erzählt haben soll und wie er es Las Cases später schilderte, eine interessante Steigerung wahrnehmen; denn im „Mémorial“ ist Carteaux noch ein gut Teil dümmer geschildert, während Napoleons Überlegenheit viel markanter hervortritt; und der Vorgang selber ist noch viel dramatischer zugespitzt, wie ja Anekdoten

[1]) Mémorial de St. Hélène I. S. 181.

immer, je häufiger sie erzählt werden, an Dramatik des Geschehens gewinnen. Indessen Chaptals uns jetzt bekannte Unzuverlässigkeit gestattet nicht, die napoleonische Erzählung mit seiner Nacherzählung zu vergleichen und gerade die nun folgende Anekdote, die noch einen anderen Beweis für Napoleons militärische Talente liefern soll, wird uns zeigen, daß man den Chaptalschen Berichten gegenüber gar nicht mißtrauisch genug verfahren kann.

Wie wir uns erinnern, treffen sich bei ihm einst Volney, Turreau und Napoleon zu einer Zeit, in der sie unmöglich zusammen sein konnten, und essen dann gemeinsam Mittagbrot. Während der Mahlzeit soll Bonaparte, wie Chaptal berichtet, den beiden seinen in siebzehn Artikeln ausgearbeiteten Plan zur Eroberung Italiens mitgeteilt und in allen Einzelheiten die Mittel zur Besiegung Beaulieus angegeben haben. Der Repräsentant Turreau habe schließlich die Absendung dieses Planes an den Wohlfahrtsausschuß unter der Adresse Carnots mit eingehenden Erläuterungen von Napoleons Hand übernommen. Volney habe diesen Kriegsplan sich nach dem Diner gleich aufgeschrieben und später während seines Aufenthaltes in Amerika in der Weise davon Gebrauch gemacht, daß er den Amerikanern, ohne die Quelle seiner Weisheit zu verraten, als Bonaparte die französischen Truppen nach Italien führte, die Kriegsoperationen stets vorher entwickelte. Und als dann wirklich zum Überraschen der Amerikaner, die das Gegenteil erwartet hatten, die Niederlage Beaulieus und die Einnahme der Festungen von Piemont gemeldet worden waren, da „wurde", sagt der Memoirenschreiber, „Volney ein vielbegehrter Mann; jeder eilte zu ihm, um die künftigen Ereignisse zu vernehmen, und seine Prophezeiungen gingen ständig in Erfüllung". Ja, Volney sei auf diese Weise bald in den Verdacht geraten, er sei gar nicht der gelehrte Philosoph, sondern vielleicht irgendeine aus Frankreich verbannte, hohe mili-

tärische Persönlichkeit. Erst zum Schlusse des Feldzuges soll er dann die Quelle für seine Prophezeiungen angegeben haben, froh darüber, daß Napoleon „auch nicht das Geringste an dem Plane, wie ihn der Philosoph sich aufgezeichnet, geändert hätte".

Also Napoleon hat den Operationsplan für den Feldzug von 1796 schon im Jahre 1793 so sicher entworfen, daß er nach drei Jahren nur das Konzept auszuführen brauchte! Eine erstaunenswerte Leistung, für die er übrigens auch sofort seinen Lohn erhält; denn Carnot, dem von Nizza aus, wie wir sahen, dieser Invasionsplan eingesandt wurde, ernennt ihn daraufhin zum Kommandeur der Artillerie vor Toulon. Nur schade, daß Napoleon vor Toulon gar nicht Kommandeur der Artillerie gewesen ist, sondern Bataillonschef innerhalb der Artillerie[1]) und daß er hierzu nicht von Carnot, sondern von Salicetti und anderen Konventskommissaren ernannt worden ist[2]) und auch nicht, während er in Nizza über Feldzugsplänen brütete, sondern während er militärische Aufträge für die Belagerungsarmee ausführte[3]). Schade endlich, daß Beaulieu, dessen Besiegung Napoleon 1793 schon prophezeite, erst 1795 zum Oberkommandeur in Italien ernannt worden ist; ja daß die Österreicher 1793 noch keine Armee in den Westalpen stehen hatten, die Napoleon in der angegebenen Weise hätte schlagen können. Kurz, fast jede angeblich positive Tatsache über Volney und Napoleon ist ein freies Produkt der Chaptalschen Phantasie oder verkehrte Ausgestaltung irgendeiner Erinnerung. Und dazu die Ungeheuerlichkeit der Erzählung, einen Feldzugsplan drei Jahre voraus bis aufs Tüpfelchen vom i sicher zu entwerfen! Eine Kritik hierzu erübrigt sich. Wenn wir bisher Chaptal als einen Mann von Flüchtigkeit, ja Liederlichkeit in der Angabe von Tatsachen kennen lernten, so zeigt er

[1]), [2]), [3]) Sämtlich belegt bei Chuquet, Masson, Jung usw.

sich hier auch als ein Berichterstatter von ebenso leichtsinnigem Urteil. Mag er die Geschichte von dem Feldzugsplane selbst erfunden haben oder — was allerdings höchst unwahrscheinlich ist — sie sich von Volney oder einem anderen haben aufbinden lassen: die unglaubliche Kritiklosigkeit bleibt doch an ihm haften und macht jedes weitere Warnungszeichen vor Chaptalscher Anekdotenerzählung überflüssig.

Zwei falsche Nachrichten bringt uns nun noch der Memoirenschreiber, um auf solche Weise konsequent seine unzuverlässigen Berichte über Napoleons Jugendentwicklung abzuschließen. Die erste besteht darin, daß er uns angibt, der „Hauptmann Aubry", der damalige Leiter des Militärdezernats im Wohlfahrtsausschuß, habe Napoleon „als unfähig" von der Liste [1]) gestrichen. In Wirklichkeit war Napoleon durch ein von Aubry mitunterzeichnetes, vom 25. prairial (13. Juni 1795) datiertes Dekret zu einem Armeekorps in den Westen, und zwar zur Infanterie versetzt worden. Am 2. August schon war Aubry aus dem Komitee ausgeschieden, und am 15. September erst erfolgte die Verfügung, die den General Bonaparte, der bis dahin zur Verwendung des Wohlfahrtsausschusses gestanden hatte, aus der Liste der Generale strich [2]). Die andere Angabe betrifft Napoleons Ankunft bei der italienischen Armee im Jahre 1796. „Keiner der Generale kannte ja Napoleon, als er dort ankam," so schreibt Chaptal, „und Massena habe ihm erzählt, daß sie, als sie den neuen Befehlshaber besuchten, zunächst einen mäßigen Eindruck gehabt hätten; aber einen Moment später, da schmückte er sich mit dem Generalshelm und schien sich um zwei Fuß zu vergrößern." Dann soll er die anwesenden Generale nach militärischen Dingen gefragt und

[1]) „tableau" im Text.

[2]) Jung, III. S. 1 ff. eingehend dargelegt auch bei M. Lenz. Napoleon I. S. 39.

auch seine eigenen Pläne entwickelt haben „und dabei", so heißt es wörtlich, „sprach er mit soviel Würde, so präzise und talentvoll, daß sich die Generale zurückzogen in der Überzeugung, nun endlich einen richtigen Befehlshaber bekommen zu haben".

Die ganze Geschichte scheitert an dem Umstande, daß eine ganze Reihe jener Generale den neuen Befehlshaber schon von früher her kannten[1]). Vor allem war der angebliche Erzähler dieses Vorganges, der General Massena selber, zu jener Zeit sicherlich schon mit Napoleon bekannt. Waren sie doch beide vor Toulon zusammengewesen, wo Massena am 20. Dezember 1793 zum Divisionsgeneral ernannt worden war; auch enthält ein Glückwunschschreiben, das dieser General einen Tag nach Napoleons Ankunft bei der italienischen Armee an den neuen Befehlshaber richtete[2]),

[1]) Indem wir uns hier die eingehenden Studien Felix Bouviers zunutze machen, der in seinem Buche „Bonaparte en Italie" die Lebensläufe der Generale und anderen höheren Offiziere der französischen Armee in Italien auf Grund eingehender archivalischer Studien darstellt, können wir unter anderem von den folgenden Offizieren jener Armee eine höchst wahrscheinliche Bekanntschaft mit Bonaparte vor 1796 nachweisen:

Garnier, ernannt zum général de division
La Harpe, ernannt zum général de brigade
Massena, ernannt zum général de division
Grillon, ernannt zum Generaladjutant u Bataillonschef
} 20. Dez. 1793 vor Toulon.

Salicetti, Repräsentant vor Toulon (siehe auch Jung, Masson, Chuquet usw.); Boynod, als Kriegskommissar (siehe auch Chuquet. Toulon S. 308); Cervoni, Generaladjutant, Bataillons- und Brigadechef vor Toulon (siehe auch Chuquet. Toulon S. 308); Despinoy, schwer verwundet vor Toulon 17. Dezember 1793 (siehe auch Chuquet. Toulon S. 306); Dupas, Bataillonschef vor Toulon.

[2]) 29. März 1796. Dieser wie auch der folgende Brief finden sich angeführt bei Eckstorff: Studien zur ersten Phase des Feldzuges von 1796. Der Verfasser weist ebenfalls (S. 12) darauf hin, daß viele der Generale Napoleon schon von Toulon her wie aus dem Jahre 1794, wo Bonaparte die Operationen der italienischen Armee leitete, kannten.

die bezeichnenden Worte: „Seit langer Zeit wissen Sie, wie hoch ich Ihre militärischen Talente schätze!“ Der General Dommartin ferner gibt in eben jenen Tagen in einem Briefe an seine Mutter seiner Freude darüber Ausdruck, daß „sein alter Kamerad Bonaparte diese Armee kommandiert“.

Massena soll, wie wir sahen, Chaptal diesen Vorgang geschildert haben. Ist es nun Massena, der etwas völlig Unwahres berichtet, oder hat der Memoirenschreiber jenen General kühn und völlig wahrheitswidrig als Gewährsmann für seine Phantasieprodukte angegeben?

Nach den bisherigen Proben neigen wir der Annahme der letzteren Möglichkeit zu.

II.

Napoleon in seinem Verhältnis zu den Beamten, zu Gesetz und Verwaltung.

Wie Bonaparte zur Regierung gelangte und von welchen Verwaltungsprinzipien er sich leiten ließ, das sucht Chaptal in den beiden ersten Kapiteln des zweiten Abschnittes darzulegen.

Die ganze Abhandlung über diese Frage ist aufgebaut auf dem auffallend stark hervorgehobenen Unterschiede zwischen Napoleon, dem trefflichen Konsul, der alles zum Besten ordnete, und Napoleon, dem Kaiser, dem Despoten, der dem Manne vor 1804 unähnlich war wie die Nacht dem Tag, oder richtiger gesagt, zwischen dem Konsul, der Chaptal zum Staatsratsmitgliede und Minister gemacht hatte, und dem Kaiser, der ihn in der Blüte der Jahre und in voller Schaffenskraft auf den Ruheposten verwies; fällt doch das Ende des so hoch gepriesenen Konsulats mit dem Ende des Ministeriums Chaptal fast zusammen.

Beginnen wir deshalb mit der Untersuchung dieses Ereignisses. Der Autobiograph gibt davon die folgende Darstellung, die um ihrer Wichtigkeit willen hier unverkürzt wiedergegeben werden soll.

„Um das wahre Motiv für meinen Rücktritt kennen zu lernen," so schreibt er, „muß man sich erinnern, daß er stattfand zwei Monate, nachdem der Erste Konsul zum Kaiser erklärt worden war. Der Wiener Hof verweigerte die Anerkennung, und der Kaiser glaubte durch Zurückziehung seines Botschafters, des Herrn von Champagny, drohen zu

müssen; um aber keinen Bruch herbeizuführen, mußte er dem Botschafter einen gleichwertigen Posten geben und einen außerordentlichen Gesandten für diesen Hof ernennen. Der Kaiser, der in Boulogne war, schrieb an Seine Hoheit den Erzkanzler, um ihm zu bemerken, daß er unter solchen Umständen nur das Ministerium des Innern für Herrn von Champagny als passend erachten könne; er fügte hinzu, daß er mich zu dessen Ersatz in Wien ernennen würde; er bezeigte mir in diesem Briefe außerordentliches Wohlwollen mit den Worten: ‚ich würde betrübt sein, etwas zu tun, was Chaptal mißfallen könnte'. Ich überzeugte den Fürsten-Erzkanzler, daß meine Studien, meine Geschmacksrichtung, meine Gewohnheiten und mein Charakter mich wenig zur Übernahme eines diplomatischen Postens geeignet machten; er übermittelte meine Einwendungen dem Kaiser, der in den verbindlichsten Ausdrücken mir die Gesandtschaft in Konstantinopel oder die in Madrid anbot. Ich antwortete, indem ich meine Demission gab, auf die ein sehr ehrenvolles Schreiben des Kaisers und meine Berufung in den Senat folgten."

Von vornherein unwahrscheinlich ist der Schluß dieser Darstellung. Wenn Chaptal, weil er sich dem diplomatischen Dienste nicht gewachsen fühlt, den Wiener Gesandtschaftsposten ablehnt, so wird ihm Napoleon nicht als Antwort darauf einen anderen diplomatischen Posten in Madrid oder in Konstantinopel anbieten.

Der Brief, durch den Napoleon Cambacérès zur Mitteilung der beabsichtigten Änderung an den Minister auffordert, ist erhalten; aus Pont de Briques vom 27. Juli 1804 datiert, lautet er[1]):

„Mein Vetter! Meine Absicht ist, Herrn Champagny, meinen Wiener Gesandten, zum Minister des Innern zu machen. Ich habe es ihn wissen lassen und erhalte soeben

[1]) Correspond. Nr. 7871.

seine Antwort. Ich warte mit dem Erlaß der Verfügung, bis Sie mit Chaptal darüber gesprochen haben und Sie mich seine Wünsche wissen lassen. Von Ihnen ist er ja darauf hingewiesen, und seit langem schon weiß er es, daß es meine Absicht ist, jemanden in das Ministerium des Innern zu berufen; es scheint mir jetzt notwendig, dies so schnell wie möglich zu tun. Ich habe den Plänen, die ich Ihnen vor meiner Abreise in aller Gewogenheit für Chaptal mitteilte, nichts hinzuzufügen."

Also schon seit langer Zeit war demnach Chaptal darauf vorbereitet, daß er sein Ministerium verlieren würde[1]), während er in seiner Autobiographie es uns so darzustellen sucht, als habe er ganz plötzlich als Opfer der Erfordernisse der auswärtigen Politik seinen Posten verlassen müssen.

[1]) Wir haben auch den Brief, den Chaptal an Napoleon schrieb zur Mitteilung an diesen, daß ihm Cambacérès die beabsichtigte Ernennung Champagnys zum Minister des Innern eröffnet hätte; er ist abgedruckt im 40. Bde. der „Revue d'histoire moderne et contemporaine" nach A. N. A. F. IV 1065 pièce 29 und lautet:

Paris, 9. thermidor an XII.
(28. Juli 1804).

Sire,

Monsieur l'archichancelier de l'Empire m'a fait connaître que l'intention de Sa Majesté était de nommer M. Champagny au ministère de l'Intérieur. Il ne m'a pas laissé ignorer en même temps qu'en sortant du ministère je conservais toute votre confiance; j'avoue que le but de tous mes travaux a été de la mériter et que j'ai été constamment plus glorieux et me suis senti plus honoré d'être ministre de Bonaparte que flatté des fonctions que ma place m'appellait à remplir. Dès que Sa Majesté veut bien me donner encore de nouvelles marques de ses bontés, je dois l'assurer que je la servirai constamment avec un zèle et un dévouement qui ne sont inspirés que par un sentiment profond de respect, d'admiration et de reconnaissance: mais l'expérience et la réflexion m'ont appris à me connaître et j'ai cru de mon devoir d'entrer en quelques détails à ce sujet avec M. l'archichancelier de l'Empire.

Je supplie etc.

Chaptal.

Was für ein Zusammenhang in Wahrheit zwischen Chaptals Entlassung und der auswärtigen Politik bestand, darüber belehrt uns weiter die lückenlos erhaltene Korrespondenz aus diesen Tagen zwischen Napoleon und Champagny. Schon am 12. Juli — während die Mitteilung für Chaptal erst vom 27. Juli datiert ist — schreibt der Kaiser an den Wiener Gesandten, daß er ihn zum Minister des Innern machen wolle. Und wenn Chaptal meint, die Verweigerung der Anerkennung der Kaiserkrone sei der Grund zu dieser Rückberufung gewesen, so zeigt uns ein Brief Napoleons vom 3. August an denselben, wie falsch diese Behauptung des entlassenen Ministers ist. „Ihre Anwesenheit in Paris wird bald nötig sein," so heißt es darin, „ich wünschte, daß der Wiener Hof vor Ihrer Abreise sich über sein System entschieden hätte." Also noch am 3. August glaubt Napoleon, daß die Spannung mit Wien sich beseitigen lasse vor dem Weggange Champagnys von seinem Posten. Ja, er autorisiert diesen sogar für den Fall, daß die Verzögerung der Anerkennung seines Kaisertitels nur an der noch nicht erfolgten Anerkennung der böhmisch-ungarischen Krone durch Napoleon läge, diese Anerkennung auszusprechen. „Wenn aber", so heißt es weiter in dem Briefe, „der wahre Grund zur Verzögerung auf Verbindungen mit Rußland zurückzuführen ist, so werden Sie geltend machen, daß Ihr Kaiser Sie zu einem Ministerium in Paris berufen hat, daß Sie jeden Augenblick den Befehl zur Rückkehr erwarten und daß in diesem Falle gewisse Schwierigkeiten entständen wegen der Überreichung der Rückberufungsorder und daß nur in dem Falle jemand zu Ihrem Ersatz ernannt werden könnte, daß auch Herr Kobenzl sein Beglaubigungsschreiben hätte [1])."

Also nur für den Fall, daß hinter Österreichs Zögerungen

[1]) D. h. das neue Beglaubigungsschreiben beim Kaiser Napoleon an Stelle des bisherigen beim Ersten Konsul.

Rußlands Einfluß steckt, soll der Gesandte, der auch ohnedies den Posten als Minister des Innern antreten würde, diese Ernennung als Druckmittel vorbringen. Also nicht — und das ist der zweite tiefgreifende Unterschied zwischen der Chaptalschen Darstellung und dem wirklichen Hergang —, um auf Wien einen Druck auszuüben, ruft Napoleon den Gesandten ab; wohl aber benutzt er die beabsichtigte Änderung im Ministerium des Innern zugleich zur Ausbeutung im Interesse der äußeren Politik[1]). Recht kennzeichnend

[1]) Der Herausgeber der „Erinnerungen" erzählt uns über Chaptals Entlassung eine Geschichte, die damals in allen Zeitungen gestanden haben soll (?) und „außerdem, wie er meint, durch die Tradition der Familie bestätigt wird".

Danach soll Napoleon eines Abends mit Chaptal zusammen gearbeitet haben, als man ihm die Ankunft des Fräulein Bourgoin, einer damals gefeierten Schauspielerin der Comédie Française, meldete, zu der auch Chaptal in sehr engen Beziehungen stand. Der Kaiser habe ihr sagen lassen, sie solle nur warten. „Das war ein vorbereiteter Theatercoup. Chaptal packte darauf seine Papiere zusammen, eilte stürmisch von dannen und verfaßte noch in derselben Nacht sein Entlassungsgesuch."

Aus dreierlei Gründen ist dieser angebliche Theatercoup, den der Kaiser angewandt haben soll, um den Minister los zu werden, völlig unhaltbar.

Erstens zeigt uns der Briefwechsel, daß Napoleon schon seit dem 20. Juli nicht mehr in Paris, sondern im Heerlager von Boulogne war, und vom 5. August ist das Entlassungsgesuch datiert.

Zweitens hat der oben dargelegte Zusammenhang, besonders das in der Anmerkung wiedergegebene Antwortschreiben Chaptals an Napoleon bewiesen, daß nicht von des Ministers, sondern von des Kaisers Seite der Plan ausging, Chaptal im Ministerium durch einen anderen zu ersetzen.

Drittens spricht dagegen, daß gerade nach Chaptals Scheiden aus dem Amte die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Männern in ungetrübter Weise fortgingen.

Die Familientradition also, sowie fast alle Besprecher des Chaptalschen Werkes, die ihr diesen Grund zur Entlassung ruhig nacherzählten, irren gewaltig.

für des Memoirenschreibers Wahrheitsliebe ist es, daß er hier bei der wichtigsten Frage seiner politischen Laufbahn in den Aufzeichnungen, die er doch nur für seine Familie bestimmt haben will, den Sachverhalt ohne weitere Bedenken völlig verändert, indem er einen Vorgang, der nur rein zufällig mit seiner Entlassung in einen gewissen Zusammenhang kam, geschickt zum Motiv für seinen Rücktritt macht, dessen wahren Beweggrund zu nennen ihm recht peinlich war.

Aber die Angaben eines anderen Zeugen jenes Ereignisses, nämlich Ménevals[1]), zeigen uns, in welcher Richtung der wichtige Differenzpunkt zwischen dem Kaiser und seinem Minister lag. An seinen Bericht über Chaptals Entlassung fügt er nämlich die Worte: er habe Napoleon oft darüber klagen hören, daß der Minister nicht die Gelegenheit suchte, mit ihm Rücksprache zu nehmen und daß er ihn zu selten von den verschiedenen Angelegenheiten seines ministeriellen Ressorts unterhielt. Und das war es doch gerade, was Napoleon von seinen Beamten verlangte; über alle Einzelheiten ihres Verwaltungszweiges wollte er von ihnen unterrichtet werden; über alles sollten sie ihn ständig informieren können. Auch Chaptal hebt das in seinen Memoiren ausdrücklich hervor, indem er nicht ohne eine gewisse Ironie erzählt, daß Napoleon gerade für einen Mann wie Saint-Jean d'Angely deshalb solche Vorliebe gehabt habe, weil dieser über alle Fragen, die der Kaiser stellte, ihn sofort zu informieren imstande war. Und dazu war offenbar Chaptal nicht der rechte Mann; denn auch Lanzac de Laborie, der daraufhin die Akten des Nationalarchives durchgesehen hat, fand mehrfach, daß Chaptal nur unvollkommene Kenntnis von seinem Personal hatte und vor allen Dingen keine direkten Beziehungen mit demselben

[1]) Méneval. Souvenirs Bd. I. S. 352ff.

unterhielt[1]). Pasquier[2]) knüpft an die Entlassung die Worte, daß man bei Chaptal das Gefühl für gewisse „convenances“ vermißt habe, die doch so notwendig seien für die Beziehungen des Ministers mit allen Kreisen der Bevölkerung.

Also der Grund zur Entlassung Chaptals ist nach dem allen offenbar darin zu suchen, daß Napoleon von seinem Minister nicht genug erfuhr, daß ihn dieser nicht hinreichend zu informieren vermochte.

Jedenfalls ist der Memoirenschreiber durch seine Entlassung in seiner Eitelkeit schwer verletzt worden; das leuchtet auch aus seinen Aufzeichnungen, besonders dort, wo es sich um Beamte und Beamtentätigkeit handelt, wie wir gleich sehen werden, unverkennbar hervor.

Kehren wir nun wieder zurück zu dem, was Chaptal uns über Napoleon in seinem Verhältnis zur Verfassung und Verwaltung zu erzählen hat, so wäre zunächst eine Behauptung anzuführen, die, wenn sie nicht bei Chaptal stände, das allergrößte Erstaunen des Lesers hervorrufen würde; aber ein Mann, der, wie oben mehrfach erwiesen, mit der geschichtlichen Wahrheit ungeniert umspringt, kann es sich auch leisten, seinem Leser die folgende Ungeheuerlichkeit aufzutischen: „Die Konsuln waren nur auf zehn Jahre ernannt, Napoleon läßt sie auf Lebenszeit ernennen!!“ Bisher haben wir immer geglaubt — und auch die Geschichtsbücher melden es alle —, daß Napoleon **ganz allein** am 2. August 1802 zum Konsul auf Lebenszeit ernannt wurde. Schade nur, daß uns der kundige Memoirenschreiber nicht auch verrät, was denn Bonaparte mit seinen beiden „lebenslänglichen“ Kollegen anfing, als er zwei Jahre später Kaiser der Franzosen wurde! Doch genug von dieser Torheit des Berichterstatters!

Für die Verfassung des Jahres VIII hat Chaptal, der

[1]) In der oben erwähnten Charakteristik.

[2]) Pasquier, Mémoires. Bd. 1 VIII.

überhaupt in den Anfängen des Napoleonischen Regimentes alles im rosigsten Lichte sieht, nichts als Worte des Lobes übrig. Er meint von ihr[1]), es sei schwierig, eine Verfassung zu ersinnen, die für die Rechte des Volkes mehr Garantien böte, es sei schwer, der Willkür des Chefs der Regierung weniger zu überlassen. Da er aber bei einem solchen Urteile über die Verfassung mit der Tatsache in Konflikt kommt, daß es Napoleon trotzdem gelang, in kurzer Zeit zur Alleinherrschaft zu gelangen, so hilft er sich mit dem Einwande: „Man muß aber auch zugeben, daß unser militärisches und Verwaltungssystem in ganz besonderer Weise die Begründung des Despotismus erleichtert."

Der Gegensatz, den hier zu konstruieren sich Chaptal gezwungen sieht, ist meines Erachtens ein völlig unhaltbarer. Als wenn das konstitutionelle Gepräge der von ihm in den Himmel erhobenen Verfassung nicht nur ein scheinbares gewesen wäre, und sie nicht gerade dadurch, daß sie die Summe aller politischen Gewalt und aller Kräfte des Staates in die Hand der Exekutive legte, der Willkür des ersten Konsuls Tür und Tor geöffnet hätte! Die ganze Neuorganisation der Militär- und Zivilverwaltung, „die den Weg zum Despotismus so erleichterte", war doch auch nur ein Ausfluß jener äußerst starken Gewalt, welche die Verfassung der Willkür des Chefs der Regierung überlassen hatte.

„Man muß diese Periode von vier Jahren beobachtet haben," so schreibt der grollende Minister im nächsten Kapitel weiter, „um die Veränderungen, die sich beim ersten Konsul vollzogen haben, richtig zu verstehen. Bis dahin" — bis zur Zeit als Chaptal entlassen wurde, können wir wohl richtig ergänzend hinzufügen — „suchte sich Napoleon in jeder Hinsicht mit den scharfsinnigsten Geistern zu umgeben. Bald schien ihm die Auswahl seiner Beamten gleichgültig. Daher berief er auch unterschiedslos in seinen Staatsrat

[1]) Ch. S. 212.

oder auf die ersten Plätze der Verwaltung diejenigen, die Gunst oder Intrige ihm darboten, indem er sich für stark genug hielt, aus eigener Kraft zu regieren und zu verwalten. Er entfernte sogar mit Sorgfalt alle diejenigen, deren Talent oder Charakter ihn störten, Bediente brauchte er und keine Ratgeber, so daß er sich schließlich vollständig isolierte. Die Minister waren nur noch Bureauchefs[1]).“

So die Erinnerungen des entlassenen Ministers.

Selbst wenn wir nun unter dem „bald nach Ablauf des Konsulats“ die ganze Periode der ersten vier Jahre des neuen Kaiserreiches verstehen wollten, könnten wir nur das Gegenteil der Chaptalschen Behauptungen konstatieren. (Man vergleiche dazu die Tabelle auf S. 46.)

Denn: abgesehen von denjenigen Beamtenstellen, deren Neuschaffung eine Folge der Annahme des Kaisertitels war, ergibt sich für die Jahre 1804 und 1805 keine Veränderung im Personale der höheren Stellen. 1806 sehen wir nur einen, Barbé-Marbois, als Opfer gefährlicher, ihm mißglückter Finanzoperationen aus seinem Posten als Schatzmeister scheiden und durch den bereits in ähnlicher Tätigkeit bewährten Mollien ersetzt. Kurz darauf (1807) finden wir übrigens Marbois auf einen ebenso bedeutungsvollen Posten, nämlich den des ersten Präsidenten des Rechnungshofes, berufen. Er kommt also auch als Stütze für die Chaptalschen Behauptungen nicht in Betracht, ebensowenig wie Berthier, der im Jahre 1807 im Kriegsministerium durch den gleichfalls bewährten Clarke ersetzt wird; da Berthier, der spätere Fürst von Wagram, der ständige Chef des Generalstabes unter Napoleon blieb, so wird auch von seiner Entlassung niemand behaupten können, daß sie geschehen sei, weil der Kaiser „kein Talent, keinen Charakter“ um sich haben wollte. Allenfalls läßt sich dies in einem gewissen Sinne in bezug auf Talleyrand sagen, der auch im Jahre 1807 sein Ministerium

[1]) Ch. S. 257.

Die unterstrichenen Zahlen geben die Änderungen in den Beamtenstellen an, die für Chaptals Behauptung in Betracht kommen.

Ministerien und Staatssekretäre.

I. Secrétaires d'Etat:		Maret 1799—1811,
II. Ministres:	Relations extér.	Talleyrand 1799—1807,
	Justice	Regnier 1802—1813,
	Finances	Gaudin 1799—1815,
	Intérieur	Champagny 1804—1807,
	Marine	Decrès 1801—1815,
	Guerre	Berthier 1800—1807,
	Police Générale	Fouché 1799—1802, 1804—1810,
	Administr. d. l. guerre	Dejean 1802—1810,
	Cultes (1804 geschff.)	Portalis 1804—1808,
	Trésor	Barbé-Marbois 1801—1806.

Generaldirektionen.

Instruction publique	Fourcroy 1802—1809,
Ponts et Chaussées	Cretet 1799—1806,
Comptabilité des commerces Imprimerie et librairie Mines	sämtlich erst 1810 geschff.,
Contentions d. domaines	B. de la Meurthe 1802—1812,
Dette publique	Defermon 1802—1810,
Douanes	Collin d. Sussy 1801—1812,
Enrégistrement et Domaines	Duchâtel 1801—1814,
Droits réunis	Franc. d. Nantes 1804—1814,
Forêts (1804 geschff.)	Lavalette 1804—1814,
Postes (1805 geschff.)	Bergon 1805—1814,
Revue et Conscriptions (1806 geschff.)	Lacuée 1806—1814.

Préfets de Police	Dubois 1800—1810,
Préfets de la Seine	Frochot 1800—1812,
Cour de Cassation	Muraire v. 1801 an,
Cour des Comptes	B.-Marbois 1807—1815.

[Die vorstehende Zusammenstellung ist angefertigt worden nach den Angaben in Amédée Edmond-Blanc. Napoléon Ier. Ses institutions Civiles et Administratives. Paris. 1880.]

verließ; doch haben die dadurch hervorgerufenen Veränderungen in Leuten wie Champagny und Cretet wahrlich nicht solche Männer in die freigewordenen Ministerstellen gebracht, die durch „Gunst oder Intrige empfohlen waren".

Ebenso unwahr aber ist es auch, wenn Chaptal von den anderen Beamten sagt: „Anstatt, daß die freigewordenen Posten einem der durch die Minister angebotenen Bewerber zufielen, waren sie fast immer das Los der Protegierten irgendeines gerade in Gunst stehenden Generals." Der schon vorhin genannte de Lanzac de Laborie sieht sich in seiner Chaptalkritik gezwungen, zu konstatieren, daß höchstens für einige Finanzbeamte diese Behauptung zuträfe, daß aber bei allen anderen Beamten, wie aus den Archiven ersichtlich sei, Napoleon in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle die ihm von den Ministern gemachten Vorschläge berücksichtigte.

Wenn der Memoirenschreiber dann weiter erzählt, daß man Napoleon Präfekten, die von allen verabscheut waren, nur deswegen habe im Amte halten sehen, weil sie keine andere Zuflucht als bei ihm hatten und er so von deren Anhänglichkeit an seine Person versichert war[1]), so wollen wir uns diese Bemerkung noch gefallen lassen. Doch sobald er sich zu solcher Behauptung versteigt: „Man hat Napoleon Minister im Amte bewahren und ständig gegen die öffentliche Meinung kämpfen sehen nur deswegen, weil sie von allen Beamten ihrer Verwaltung verabscheut waren" [1]), so richtet sich diese Behauptung einem Napoleon gegenüber, der auf fachmännische Tüchtigkeit den höchsten Wert legte, von selbst; hütet sich der Berichterstatter doch wohlweislich, sie auch nur durch ein Beispiel zu belegen.

Von dem Senate berichtet er uns, daß dieser allmählich ganz an Ansehen verlor und schließlich so fügsam wurde,

[1]) Ch. S. 231.

daß er gar nicht merkte, daß Napoleon nach der Alleinherrschaft strebte und daß endlich die vernünftigen Leute in dieser Körperschaft übereinkamen, die Verfassung einschlafen zu lassen und auf glücklichere Momente zu warten, um sie wieder in volle Wirksamkeit zu setzen. Wenn uns der Memoirenschreiber glauben machen will, daß die Senatoren wirklich so töricht gewesen seien, zu hoffen, daß in dem Napoleonischen Systeme einmal wieder Raum für eine kräftigere Entfaltung der Volksvertretung sein würde, dann macht er, scheint es mir, ihre Rolle noch viel lächerlicher, als sie je gewesen ist. Und dabei war doch Chaptal selber seit 1804 Mitglied des Senates!

Eine von diesem Senate in anderem Zusammenhange bei Chaptal berichtete Begebenheit läßt sich passend hier einfügen.

„Als Napoleon", so schreibt er[1]), „vom Senate zum Kaiser proklamiert worden war, sprach er in der Antwort, die er an diese Körperschaft richtete, ohne Bewegung, ohne Erstaunen, ohne Verlegenheit, gleichwie Ludwig XIV. es nach 60 Regierungsjahren hätte machen können, von seinem Volke, seinen Untertanen."

Liest man den Wortlaut dieser Rede, der sich veröffentlicht findet[2]), durch, so gewinnt man genau das entgegengesetzte Urteil.

Von „meinem Volke, meinen Untertanen" steht kein

[1]) Ch. S. 346.

[2]) Moniteur. 19. Mai 1804. Alles was zum Wohle des Vaterlandes beitragen kann, ist wesentlich mit meinem Glücke verbunden. Ich nehme den Titel an, den Sie für den Ruhm der Nation für nützlich halten. Ich unterwerfe der Sanktion des Volkes das Gesetz der Erblichkeit. Ich hoffe, daß Frankreich niemals die Ehrenbezeugungen bereuen wird, mit denen es meine Familie umgeben will. Auf jeden Fall würde meine Gesinnung nicht mehr bei den Nachkommen weilen mit dem Tage, wo sie aufhören sollten, die Liebe und das Vertrauen der großen Nation zu verdienen.

Wort darin und die Sprache. die hier Napoleon führt, ist doch wahrlich himmelweit verschieden von dem stolzen Gebahren, das ihm Chaptal unterlegt.

Also wieder einmal ertappen wir den Memoirenschreiber auf einer völlig aus der Luft gegriffenen Behauptung.

„Wir werden Gelegenheit haben, an anderer Stelle zu beweisen", so beginnt das zweite Kapitel, „daß Bonaparte, als er die Zügel der Regierung ergriff, in einer tiefen Unkenntnis war nicht nur über die Prinzipien der Verwaltung, der Jurisprudenz und der Geographie, sondern daß er auch absolut nicht die Formen der Verwaltung kannte, die vor der Revolution existiert hatten. Bonaparte hatte viel geträumt, aber nie studiert." Leider bleibt uns Chaptal den Beweis für diese Behauptungen schuldig, und blättert man das ganze Werk bis zu Ende durch, nirgends kommt er wieder darauf zu sprechen. Mag er nun die Beweise zu geben vergessen haben oder, was wahrscheinlicher ist, sie nicht haben geben können; jedenfalls sind unbewiesen so allgemeine Behauptungen für den Forscher wertlos. Die fast lächerlich klingende Behauptung, Napoleon habe viel geträumt, aber niemals studiert, widerlegt der Memoirenschreiber ja unbewußt schon selber, indem er wiederholt auf die immense geistige Arbeit des Kaisers hinweist, und wer Massons Werk gelesen hat, weiß, wie intensiv der junge Napoleon an seiner geistigen Ausbildung gearbeitet hat, vornehmlich in der Geschichte und Geographie, Gebiete, auf denen Chaptal ihm seltsamerweise eine tiefe Unkenntnis vorwirft.

Aber auch über das Verhältnis Napoleons zur Armee, insbesondere zu seinen Generalen, macht uns der Memoirenschreiber eine Reihe von Angaben. So verzeichnet er ausdrücklich unter dem Datum des 23. Februar 1808 ein Gespräch mit Napoleon, in dem dieser folgendes von den Generalen erzählt: „Diese Leute haben mehrmals versucht, mich zu stürzen

oder mit mir eine Teilung einzugehen. Da die Teilung weniger abenteuerlich erschien, so heckten zwölf Generale den Plan aus, Frankreich in zwölf Provinzen einzuteilen. Man ließ mir großmütigerweise für meinen Anteil Paris und die Bannmeile. Der Vertrag wurde in Ruel unterzeichnet. Massena wurde dazu ernannt, ihn mir zu überbringen; er weigerte sich aber mit den Worten, daß er die Tuilerien dann nicht lebend wieder verlassen würde." „Der kannte mich gut," setzte Napoleon noch hinzu.

Hat sich Napoleon am 23. Februar des Jahres 1808 mit seinem Zuhörer Chaptal nur einen Spaß gemacht oder hat der Memoirenschreiber diese Albernheit — eine Teilung der république une et indivisible nach dem 18. Brumaire — bei seiner großen Phantasie wieder einmal selber ausgeklügelt? Wie dem auch sei, für Chaptals Sorgfältigkeit ist es jedenfalls recht bezeichnend, daß er dergleichen ernst nimmt, eine Szene, die sich würdig dem prophetischen Feldzugsplane von 1793 anschließt.

Einen weiteren Einblick in das Verhältnis der französischen Heerführer zu ihrem höchsten Chef uns zu eröffnen, ist die folgende Anekdote bestimmt. „Der General Gouvion Saint-Cyr", so beginnt der Erzähler, „stellte sich eines Tages in den Tuilerien beim Lever vor. Der Kaiser richtete in ruhigem Tone das Wort an ihn.

General, Sie kommen aus Neapel?

Ja, Majestät, ich habe das Kommando dem General Perignon übertragen, den Sie zu meinem Ersatze geschickt haben.

Nap.: Sie haben ohne Zweifel die Erlaubnis des Kriegsministers erhalten?

Der Gen.: Nein, Majestät, aber ich hatte nichts mehr in Neapel zu tun.

Nap.: Wenn Sie sich nicht in zwei Stunden auf dem Rückwege nach Neapel befinden, so werden Sie noch vor

dem Mittag auf dem Platze von Grenelle erschossen werden."

Um einen recht glaubwürdigen Eindruck zu machen, bringt uns Chaptal, wie meist, das Gespräch wörtlich in Rede und Gegenrede; damit schmiedet er aber wieder selber die Waffe der Kritik gegen sich; denn ein General Perignon, den er hier erwähnt, kann mit der ganzen Angelegenheit überhaupt nichts zu tun gehabt haben. Der Sachverhalt, wie er sich aus der Korrespondenz jener Tage zwischen Massena, Saint-Cyr und Berthier, aus den Memoiren Saint-Cyrs[1]), sowie dessen 1856 von Gay de Vernon[2]) verfaßter Biographie feststellen läßt, ist in Kürze der folgende:

Als die Armee von Neapel, die bis dahin von Saint-Cyr allein befehligt worden war, zu Beginn des Jahres 1806 bedeutend verstärkt wurde, hatte Napoleon seinen Bruder Joseph zum Oberbefehlshaber dieses Heeres bestellt, es in zwei Korps eingeteilt und das Kommando des einen Massena, das des anderen Saint-Cyr überlassen. Infolge ungenauer Mitteilung durch den Kriegsminister hatte Massena dies so aufgefasst, als sei Saint-Cyr das Oberkommando über die neapolitanische Armee genommen und ihm selber übertragen worden. Er berichtete in diesem Sinne schleunigst an Saint-Cyr[3]), der empört über die ihm unerklärliche Zurücksetzung, seine Stelle noch vor der offiziellen Benachrichtigung durch den Kriegsminister, die vermutlich den Irrtum aufgeklärt hätte, verließ und sich nach Paris wandte. Daß Napoleon sehr erstaunt gewesen sein wird, den General, den er in Neapel wähnte, plötzlich in den Tuilerien zu finden, läßt sich wohl denken und die Memoiren Saint-Cyrs

[1]) Mémoires pour servir à l'histoire militaire sous le directoire etc. p. le maréchal Gouvion Saint-Cyr. Paris 1831.

[2]) Vie du Maréchal Gouvion Saint-Cyr par le baron Gay de Vernon. Paris 1856.

[3]) Brief von Massena an Saint-Cyr aus Laibach. 1. Jan. 1806.

bestätigen es uns auch[1]); sie fügen aber daran die weitere Bemerkung, daß Napoleons Ärger sich gegen Berthier richtete. Das scheint auch bei weitem verständlicher; war doch der Kriegsminister derjenige, den in dieser Angelegenheit die Schuld traf.

Für die erstaunenswert geringe Wahrheitsliebe Chaptals bietet auch die Darstellung dieses Vorganges wieder einen vollgültigen Beweis. Wir sehen, daß der Memoirenschreiber, der alles damals mit angehört haben will, uns ein Gespräch aufzeichnet, das auf keinen Fall in der angegebenen Weise stattgefunden haben kann. Er hat es einfach erfunden und das historische Faktum, auf das sich der angebliche Dialog bezieht, durch diese dichterische Ausgestaltung völlig entstellt.

So konnten wir also auch in diesem Abschnitte des Memoirenwerkes bisher nur wieder dieselben unsoliden Eigenschaften des Berichterstatters konstatieren, die uns seine Aufzeichnungen über Napoleons Jugendentwicklung so wertlos machten. Allerdings, wenn in jenen Kapiteln sich kaum eine irgendwie brauchbare Bemerkung fand, so ist hier doch wenigstens etliches von Chaptal richtig beobachtet. So z. B., wenn er[2]) aufmerksam macht auf die Tatsache der interessanten Vermischung der allerheterogensten Elemente in der Verwaltung; er bemerkt — und diese Bemerkung hält einer Nachprüfung stand — wie seltsam es war, wenn sich nun Männer wie Merlin und Muraire, von denen der eine den anderen früher auf die Proskriptionsliste gesetzt hatte, plötzlich als Kollegen in demselben Amte nebeneinander sahen. Auch möchten wir wohl manche jener Äußerungen glauben, mit denen Napoleon einst in einer längeren Unter-

[1]) Bd. II. S. 327. In der Biographie heißt es darüber: Napoléon exagéra son mécontentement public selon son habitude quand il trouvait Berthier en faute.

[2]) S. 232.

haltung[1]) Chaptal gegenüber seine Lage und die seiner Dynastie charakterisiert haben soll. Wie treffend z. B. jene Worte des Kaisers: „Nach innen ähnelt meine Lage in keiner Weise derjenigen der alten Souveräne. Sie können indolent auf ihren Schlössern leben; sie können sich ohne Scham allen Ausschweifungen eines regellosen Lebens hingeben; niemand macht ihnen ihre Legitimitätsrechte streitig; niemand denkt daran, sie zu ersetzen, niemand klagt sie der Undankbarkeit an, weil niemand dazu mitgeholfen hat, sie auf den Thron zu erheben. Was mich betrifft, so ist das etwas Anderes: es gibt keinen General, der sich nicht für ebenso berechtigt auf den Thron hält wie mich. Es gibt keinen einflußreichen Mann, der nicht glaubt, mir am 18. Brumaire meinen Weg gebahnt zu haben.“ Oder wenn sich Napoleon äußert: „Ich kann mich nicht aufrecht erhalten als durch die Macht; ich kann sie (die alten Dynastien) nicht anders daran gewöhnen, mich als ihresgleichen anzusehen, als indem ich sie unter dem Joch halte; mein Reich ist zerstört, wenn ich aufhöre, furchtbar zu sein . . . Ich kann nicht zulassen, daß man mich straflos bedroht. Was für einen König der alten Rasse bedeutungslos wäre, für mich ist es sehr ernst . . . Wenn mein Sohn kein großer Feldherr ist, nicht meine Eigenschaften hat, wird er von dem Throne herabsteigen, auf den ich ihn gesetzt habe; denn mehr als ein Mann ist nötig, um eine Monarchie zu festigen.“

Diese Schilderung erfaßt die Situation zu klar, als daß wir ihre Erfindung der Phantasie des politisch, wie wir zeigten, meistens recht einsichtslosen Memoirenschreibers zuschreiben könnten. Solche Fälle vermutlicher Richtigkeit in den Chaptalschen Aufzeichnungen sind jedoch außerordentlich spärlich und gleich die nunmehr zu würdigenden

[1]) S. 217, 218, 219.

Berichte, die Napoleons Verhältnis zur Rechtsprechung charakterisieren sollen, beweisen uns, wie falsch es wäre, etwa wegen der wenigen richtigen Angaben unser bisheriges, Chaptal sehr ungünstiges Urteil abzuändern. So kommt der Memoirenschreiber auf den berühmten Prozeß des Antwerpener Bürgermeisters Werbrouck zu sprechen, einen Rechtsstreit, der wegen der dabei beteiligten Personen damals bis weit über die belgischen Grenzen hinaus lebhaftes Interesse erregte.

Um der Kritik willen soll der Sachverhalt, so wie ihn Chaptal darstellt, hier wörtlich folgen.

„Der Antwerpener Bürgermeister W. war wegen Verschwendung von städtischen Zolleinnahmen angeklagt. Er wurde zur Aburteilung an das Schwurgericht von Brüssel verwiesen, dort aber einstimmig freigesprochen. Napoleon, der um diese Zeit in Deutschland kommandierte, war über das Urteil empört. Er schrieb an den Großrichter, um einen Senatsbeschluß herbeizuführen, der den Angeklagten vor das Schwurgericht von Amiens bringen sollte. was auch geschah. Die Entscheidung aber fiel genau so aus, und da ging Napoleon nicht weiter."

Bis zu der Angabe, daß der Kaiser sich an den Senat wandte, um durch ihn eine Revision des Urteils herbeizuführen, stimmt des Memoirenschreibers Bericht mit den Tatsachen überein, allerdings mit dem Unterschiede, daß der Freispruch nicht „einstimmig" erfolgt war, sondern nur sechs Geschworene auf „nicht schuldig" erkannt hatten[1]).

Bedenkt man, daß Napoleon durch die übertriebenen

[1]) Für diese und die folgenden Angaben über den Prozeß ist zu verweisen auf die Broschüre von Augustin Thys. Un Drame Judiciaire sous le Premier Empire. Affaire Werbrouk et Consorts. Antwerpen 1901.

In etwas knapperer Form bringt de Lanzac de Laborie das Material über diese Angelegenheit, das von mir ebenfalls eingesehen wurde, in dem Werke: La domination française en Belgique. Bd. II. S. 266 ffd.

Berichte des sehr übelberüchtigten, den Antwerpenern äußerst gehässigen Polizei-Generalkommissars Bellemare über die Angelegenheit in einseitigster Weise unterrichtet worden war, erwägt man ferner, daß der Freispruch der Geschworenen in Brüssel geradezu als eine moralische Niederlage der französischen Regierung empfunden und deshalb mit unbeschreiblichem Beifall aufgenommen wurde, so erscheint uns die Empörung des Kaisers verständlich. Nicht entschuldbar, aber doch sehr begreiflich erscheint es uns dann auch, daß Napoleon, der die Angelegenheit alsbald vom politischen Gesichtspunkte aus betrachtete, seine politischen Machtmittel gebrauchte, um den Prozeß in der Weise zur Entscheidung zu bringen, daß gegenüber der triumphierenden belgischen Opposition die erschütterte Autorität der Regierung wieder gefestigt wurde.

Tatsächlich aber kam es gar nicht mehr unter Napoleon zu irgendwelcher Entscheidung in dieser Frage. Der Ausgang der Angelegenheit, wie ihn Chaptal gibt, hat mit der Wirklichkeit nichts zu tun. Der Prozeß gelangte zwar noch durch Senatsbeschluß an den Kassationshof von Douai — nicht vor ein Geschworenengericht in Amiens, wie Chaptal meint —, der Hauptangeklagte Werbrouck war aber inzwischen gestorben und die Ereignisse von 1814 traten dazwischen, so daß Ludwig XVIII. den Rechtsstreit noch in der Schwebe fand. Er sah in ihm ein willkommenes Mittel, um durch eine Entscheidung im Sinne des ersten Freispruchs bei den Belgiern sich und sein neues Regiment in ein gutes Licht zu setzen.

Und nun müssen wir noch eine Erzählung aus demselben Abschnitte nachprüfen, die umgekehrt, wie die ebenerwähnte, uns den Kaiser als einen von dem höchsten Respekte für das Gesetz erfüllten Mann zu zeigen bestimmt ist. Gerade die folgende Anekdote ist mehrfach als charakteristisch und interessant hervorgehoben worden, und Louis

Farges in der „Revue Historique“ hat gerade sie als eine von denjenigen Anekdoten des Chaptalschen Werkes bezeichnet, die sich nicht so ohne weiteres erfinden lassen. Auch hier erscheint es zur Erleichterung der Kritik geboten, die Darstellung des Memoirenschreibers möglichst ungekürzt wiederzugeben.

„Ich habe Napoleon“, so berichtet er, „niemals so zornig erregt gesehen wie damals, als er vernahm, daß sein Bruder Lucian sich mit Frau Jouberthon, der Witwe eines Pariser Wechselagenten, verheiratet habe. Er befahl mir, den Notar herbeizuholen und ihn sein Register mitbringen zu lassen. Der Notar kam und ich führte ihn um 9 Uhr morgens nach St. Cloud. Hier soll nun Wort für Wort der Dialog folgen, der zwischen dem Ersten Konsul und dem Notar stattfand“:

„Bonap.: Sie, mein Herr, haben den Trauakt meines Bruders aufgezeichnet?

Der Not: Ja, Bürger Konsul.

Bonap.: Sie wußten also nicht, daß das mein Bruder war?

Der Not.: Doch, Bürger Konsul.

Bonap.: So wußten Sie wohl nicht, daß zur Gültigkeit dieses Aktes meine Zustimmung nötig war?

Der Not.: Ich meine nicht. Ihr Bruder ist seit langer Zeit majorenn, er hat große Aufgaben erfüllt; er ist Minister und Gesandter gewesen; er hat keinen Vater mehr, er hat freie Verfügung, einen Vertrag einzugehen.

Bonap.: Aber er hat doch eine Mutter, deren Einwilligung nötig war.

Der Not.: Nein, er ist majorenn und ist Witwer.

Bonap.: Aber ich bin Souverän und als solcher mußte ich meine Einwilligung geben.

Der Not.: Sie sind nur Souverän auf 10 Jahre und kein Akt verpflichtet Ihre Familie Ihnen gegenüber.

Bonap.: Zeigen Sie mir den Trauschein!

Der Not.: Da ist er.

Der Erste Konsul las den Schein und schlug das Register in einer Weise zu, daß beinahe das betreffende Blatt zerriß.

Bonap.: Ich werde diesen Vertrag kassieren.

Der Not.: Das dürfte schwierig sein. Denn er ist in aller Form geschlossen und alles ist darin vorgesehen.

‚Na, so gehen Sie nach Hause,‘ sagte Bonaparte dann zum Notar, worauf dieser mit seinem Registerbuch wegging, ohne daß er sich auch nur eine Minute hätte außer Fassung bringen lassen.“

Fragen wir uns: Was hat wohl der Erste Konsul bezweckt, wenn er den Notar mit seinem Register hat kommen lassen, den Trauschein genau durchprüfte und in Gegenwart des Ministers des Innern die vorstehende Unterredung mit dem Notar führte? Wie die Art der gestellten Fragen zeigt, tat er es, um festzustellen, ob die Formalitäten, so wie sie das Gesetz vorschreibt, bei diesem Ehekontrakt alle erfüllt seien oder ob sich etwa auf diesem Wege die Gültigkeit der Ehe anfechten ließ.

Und da ist es eigentlich recht ergötzlich zu lesen, wie die beiden Männer, der große Napoleon, einer der trefflichsten Mitarbeiter am Code civil, der, wie die Protokolle zeigen, gerade über die zivilrechtlichen, besonders die Ehefragen recht gut Bescheid wußte, und neben ihm sein Minister des Innern, vor diesem kühn auftretenden Gemeindeschreiber einer Stadt von 200 Einwohnern förmlich in Verlegenheit geraten und in der Diskussion sich Argument auf Argument von ihm mit den törichtsten Antworten entwinden lassen.

Hätte das Gespräch wirklich so stattgefunden und Napoleon sich überhaupt in diese formellen Erörterungen mit dem Notar eingelassen, so wäre ja doch nichts leichter gewesen, als den Notar zu widerlegen; denn tatsächlich waren eine Reihe rechtlicher Verstöße bei der Eheschließung begangen.

Erstens war nämlich das Aufgebot nicht an dem Orte erfolgt, an dem beide Kontrahenten ihr Domizil hatten, was nach Artikel 166 des „Code civil“ nötig war. Für Lucian, da er Senator war, hätte das Aufgebot in der Hauptstadt erfolgen müssen. Sodann aber, da Napoleons Bruder das dreißigste Lebensjahr noch nicht erreicht hatte, mußte zum mindesten ein formelles Ersuchen um Einwilligung bei den Eltern erfolgen[1]). Auch diese formelle Anfrage hatte Lucian unterlassen und der Einwurf, den Napoleon auf die Behauptung des Notars, der Bruder hätte dieser Einwilligung nicht bedurft, gemacht haben soll, wäre also ganz berechtigt gewesen. Um so unwahrscheinlicher ist es, daß mit der törichten Entgegnung des Notars: „mais il est majeur et veuf“ Napoleon sich zufrieden gegeben habe[2]).

Nahe liegt es doch wohl auch, daß der Erste Konsul gegen den Notar, der ihn so hintergangen und ihn dann noch so verletzend behandelt hatte, wenn sich eine Handhabe bot, gegen ihn rechtlich einzuschreiten, diese benutzt hätte. Die Möglichkeit dazu war gegeben; denn indem der Notar einen Vertrag, dessen Formalitäten nicht in der richtigen Weise erledigt waren, abschloß, machte er sich strafbar. Eine hohe Geldstrafe und Gefängnis nicht unter einem Monat stand darauf[3]). Wahrlich wohl Gründe genug für die innere Unwahrscheinlichkeit dieses Vorganges.

Stellen wir nun noch fest, daß der Ehekontrakt, nach dessen Schließung doch das Gespräch erst stattgefunden haben kann, vom 26. Oktober 1803 datiert ist und daß bereits im August 1802 dem Ersten Konsul sein Amt auf

---

[1]) Artikel 152 d. C. c.

[2]) Ich stütze mich bei diesen Ausführungen zum Teil auf F. Masson: Napoléon et sa famille. Paris. 1897. Er hat das Register eingesehen und das Fehlen der von mir näher erläuterten Formalitäten erwähnt.

[3]) Artikel 157 d. C. c.

Lebenszeit übertragen worden war, so ergibt sich, daß an dem Tage, an dem der Notar Napoleon die Worte vorwarf: „Sie sind ja doch nur Souverän auf zehn Jahre", Bonaparte schon lange, schon seit ein und einem Vierteljahr durch Volksabstimmung auf Lebenszeit gewählter Konsul war. Der Haupttrumpf also, den Chaptal hier den kleinen Beamten gegenüber dem großen Napoleon ausspielen läßt, und somit die ganze Pointe des Dialogs, ist frei erfunden.

Doch „Wort für Wort", so bezeugt der Memoirenschreiber ausdrücklich, habe er dieses Gespräch aufgezeichnet. Stärker konnte doch wohl Chaptal kaum das Vertrauen auf seine Zuverlässigkeit erschüttern, als durch dieses Zeugnis; und selbst wenn wir ihm bisher noch keinerlei Verstöße gegen die Wahrheit in seinen Erinnerungen hätten nachweisen können, dieser plump erfundene Dialog wäre m. E. schon hinreichend, um alles, was er uns an interessanten Neuigkeiten bringt, mit äußerster Skepsis aufzunehmen und, was nicht vergessen werden darf, er ist erfunden, um Napoleon zu charakterisieren!

Was sollen wir nun nach alledem von dem folgenden, in der übrigen Napoleonliteratur sonst nie weiter erwähnten Vorgange glauben, der das Verhältnis Napoleons zu dem jahrelang in Paris weilenden Alexander von Humboldt beleuchten soll.

Eines Tages, so erzählt Chaptal, habe der damalige Polizeiminister, der Herzog von Savary, den Befehl bekommen, diesen großen Gelehrten, den Napoleon ständig für einen preußischen Spion hielt, zum Verlassen des französischen Bodens innerhalb 24 Stunden aufzufordern. Chaptal, an den sich Humboldt in seiner Not wandte, habe an demselben Abend auf einem Feste in der Unterhaltung mit Napoleon, ohne zu zeigen, daß er eingeweiht war, das Gespräch auf Humboldt gelenkt. Den Kaiser, der in völliger Unkenntnis über die Bedeutung des

großen Gelehrten gewesen sei, (!) habe der Memoirenschreiber dann bald von Humboldts großen Verdiensten um die Wissenschaft und von seiner politischen Ungefährlichkeit überzeugt; noch an demselben Abend habe Napoleon daraufhin den Befehl rückgängig gemacht.

Chaptal ist, wie gesagt, der einzige, der uns das erzählt; auch Savary sagt in seinen Memoiren von diesem Vorfalle nichts. Nun könnte man doch wohl annehmen, daß in den Briefen Alexanders von Humboldt oder in irgendeinem Gespräche dieses Mannes mit einem anderen von dem für den Fall der Ausführung doch so verhängnisvollen Befehle ein Wörtchen angedeutet wäre. Nirgends aber habe ich bei Durchsicht der gesamten in Betracht kommenden Humboldtliteratur auch nur die geringste Spur davon entdecken können; allerdings hat Alexander von Humboldt selber viele seiner Briefe vernichtet und hat in den Pariser Briefen an seinen Bruder bei der exponierten Stellung, in der sich beide befanden, absichtlich nur die allgemeinsten Fragen berührt[1]). Doch es haben sich auch, wie mir die jetzige Besitzerin des Schlosses zu Tegel und des dort befindlichen Humboldtschen Familienarchives, Freifrau Konstanze v. Heinz, zu versichern die Güte hatte, in den Traditionen der Familien von Humboldt und von Bülow nicht die leisesten Anklänge an diesen oder einen auch nur ähnlichen Vorgang erhalten.

Wenn wir demnach die völlige innerliche Unwahrscheinlichkeit dieser, wie eben gezeigt, durch nichts bestätigten Anekdote in Verbindung bringen mit dem gegenüber allen Chaptalschen Berichten, wie wir sahen, gebotenen Mißtrauen, so wird auch hinter diese Erzählung ein recht großes Frage-

[1]) So wird wenigstens in der Einleitung zu den „Briefen Alexanders von Humboldt an seinen Bruder. Herausgegeben von der Familie von Humboldt in Ottmachau“ versichert.

zeichen zu setzen sein, ebenso wie hinter die Bemerkung, Napoleon habe nichts von Humboldt gewußt.

Aber noch eine Reihe von anderen derartig planlosen, unüberlegten Handlungen Napoleonischer Willkür hat die Feder des Memoirenschreibers aufgezeichnet.

Die eine von ihnen haben wir schon oben bei der Kritik der Autobiographie teilweise zu würdigen gehabt. Dort konnten wir nachweisen, daß die Behauptung Chaptals, wonach er dem Ersten Konsul die Anregung zum Bau des Ourcq-Kanals gegeben haben will, völlig falsch ist. Aber auch die Angabe, daß Napoleon gleich nach Kenntnisnahme von diesem Projekte noch am Tage darauf ganz planlos die Anlage des Kanals habe beginnen lassen, ist mit der Wahrheit nicht zu vereinen; ja hier ist die Übertreibung so stark, daß sogar der sonst wenig kritische Herausgeber der Chaptalschen Aufzeichnungen sich veranlaßt sah, darauf hinzuweisen, daß die Sache nicht so schnell ging [1]). Der wirkliche Sachverhalt ist vielmehr der folgende [2]): Die Arbeiten jener vier Ingenieure, die, wie oben gezeigt, vom Staatsrate mit den Vermessungsarbeiten für den geplanten Kanal beauftragt waren, endigten mit einem für die baldige Anlage des neuen Schiffahrtsweges wenig günstigen Resultat; so wurde noch ein neues, etwas abweichendes Projekt eingereicht und erst danach wurde im Mai des Jahres 1802 ein Dekret erlassen, dahingehend, daß ein Kanal die Gewässer des Ourcq ableiten und durch das Becken von La Villette nach Paris führen sollte. Am 22. September desselben Jahres, so besagte eine besondere Verfügung des Ersten Konsuls, sollten die Arbeiten in Angriff genommen werden, und, so wie befohlen geschah es auch; tatsächlich wurden die Kanal-

[1]) S. 358.

[2]) Wir entnehmen ihn denselben oben (S. 24) angeführten Berichten uud Gutachten jener Fachmänner.

arbeiten an dem dazu festgesetzten Tage feierlichst eröffnet und der Minister, Herr Chaptal selber, hielt die Weiherede[1]).

Wie unsinnig ist doch diesen Tatsachen gegenüber das, was uns der Memoirenschreiber erzählt!

Noch einen zweiten Fall ganz ähnlicher planloser Improvisation weiß uns Chaptal von einer Reise Napoleons nach Belgien (im Jahre 1803) zu berichten. „Als der Erste Konsul damals auf dem Wege nach Antwerpen die Schelde hinabfuhr, wandte er sich plötzlich an die Umstehenden mit der Frage nach der Tiefe des Unterlaufes der Schelde. Als man ihm diese auf 22 Fuß angegeben hatte mit dem Zusatze, daß sie sich gleichbleibe von Antwerpen bis nach Vlissingen, und als dann noch der Marineminister konstatiert hatte, daß ein bestimmter Schiffstypus der Kriegsmarine diesem Tiefgang entspräche, war Napoleons Entschluß gefaßt. ‚Das genügt mir,' sagte er. ‚Ich werde hier eine große Werftanlage schaffen, die 22 Stapel aufnehmen kann.' An Chaptal wandte er sich dann mit den Worten: ‚Morgen werden Sie das Kloster, was dort drüben steht, und alle umliegenden Häuser ankaufen.' Dem Marineminister gab er die Weisung, alles Terrain zu erwerben, was für die Anlage der Stapel erforderlich sei. Alles wurde am nächsten Tage ausgeführt. (Wie immer bei derartigen Berichten Chaptals.) Für 25 Millionen Frcs. Lieferungen läßt Napoleon noch abschließen, dann fährt er nach Vlissingen, wo er für weitere 10 Millionen Arbeiten in Auftrag gibt; und ‚so wurde', endigt der Bericht des Memoirenschreibers, ‚das schönste maritime Bauwerk, das es in Europa gab, improvisiert'."

Schon die Auskunft, die man Napoleon gab, daß das Fahrwasser der Schelde von Antwerpen bis Vlissingen die gleiche Tiefe hätte, ist ganz unsinnig. Gerade damals noch hatte die Schiffahrt auf der Unterschelde wegen der vielen

[1]) de Lanzac de Laborie „Paris sous le Consulat" Bd. II. S. 305.

Sandbänke und Untiefen außerordentlich zu leiden [1]). Vor allem aber ist die Darstellung falsch, als ob in Napoleon erst nach den obengenannten Auskünften auf der Fahrt nach Antwerpen der Plan zur Anlage jener großen maritimen Bauwerke gereift sei. Schon als er sich in Saint-Cloud befand, sechs Wochen vor seiner belgischen Reise, gibt er Anweisungen an den Marineminister und fordert dessen Bericht ein über Neuorganisationen im Hafen von Vlissingen, über Auswahl und Anstellung zahlreicher Ingenieure und Beamten, über Herbeischaffung großer Holzlieferungen aus den Scheldedepartements, über den Bau von Schiffen möglichst in der Nähe von Antwerpen usw.[2]).

Kurz, es bleibt von der ganzen Geschichte wieder einmal, wenn wir alle Übertreibungen und Irrtümer abziehen, nur das Körnchen Wahrheit übrig, daß der Erste Konsul noch während seiner Anwesenheit in den belgischen Hafenstädten Platz und Art der Ausführung seiner großen Pläne bestimmte. Zu dem größten der damals geplanten Gebäude, dem Arsenal in Antwerpen, wurde z. B. erst im Jahre 1804 der Grundstein gelegt [3]).

[1]) Revue Maritime et Coloniale. Histoire d'une flotte du temps passé. Bd. 104. S. 182. Jhrgg. 1890.

[2]) Ibidem.

[3]) Ibidem S. 183.

III.

Napoleon und die Künste.

Ganz besonders schlecht zu sprechen ist der Memoirenschreiber auf die Kunst und die Künstler unter Napoleon; hier allerdings, so hat einer der Chaptalkritiker sich ausgedrückt, nimmt die Schärfe seiner Vorwürfe diesen schon von vornherein viel an Wert.

Napoleons persönliches Kunstempfinden charakterisiert er vielleicht nicht unrichtig, wenn er darlegt, der Kaiser habe die Künste nicht geliebt, kein inneres Verhältnis zu ihnen gehabt; sein ästhetisches Empfinden sei mehr aufs Riesenhafte gegangen, die großen Massen, das Gigantische an den Werken der bildenden Kunst sei es gewesen, was er besonders zu schätzen wußte, und so hätten die Pyramiden in Ägypten den stärksten Eindruck auf ihn gemacht[1]). Abzuweisen ist es aber, wenn Chaptal dann auf den Widerspruch hinweist, der darin läge, wenn ein Mann, dessen Sinn so aufs Grandiose gerichtet war, sein Vertrauen Künstlern schenkte, die sich gerade im Kleinlichen gefielen. Percier und Fontaine sind es, die er damit meint, und wenn er diesem Künstlerpaar auch Talent und Eleganz im Kleinen nicht absprechen kann, so erhebt er gegen sie doch die bittersten Vorwürfe. In Saint-Cloud sollen sie einen Salon wie ein Kaffeehaus dekoriert und in den Tuilerien in einem Eßsaale Verzierungen angebracht haben, gerade wie in einer

[1]) Ch. S. 270 ff.

Boulevardkneipe. Schon de Lanzac de Laborie, der auch hier wieder wie noch an mancher anderen Stelle seines Buches „Paris unter dem Konsulat“ mit Chaptal ins Gericht geht, hat darauf hingewiesen, daß doch wohl diesem Künstlerpaar gegenüber der Vorwurf der Kleinlichkeit durchaus nicht am Platze sei, besonders wenn man an die monumentalen und grandiosen Entwürfe zu ihrem größten Werke, dem leider nicht ausgeführten Palaste des Königs von Rom, denkt[1]). Recht seltsam erscheint es überhaupt, gerade bei Chaptal ein so stark herabsetzendes Urteil über dieses Künstlerpaar zu finden; hat doch Bausset, der Palastpräfekt, in seinen Memoiren[2]) den folgenden Vorgang aufgezeichnet. Einst hatte nach heftigem Wortwechsel mit Napoleon der Architekt Fontaine seine Entlassung gegeben; der Minister Chaptal aber, damit beauftragt, die Kandidatenliste zur Auswahl eines Nachfolgers für diesen Architekten aufzustellen, habe an die Spitze der vor allem Geeigneten wieder den Namen Fontaine gesetzt, und immer und immer wieder selbst, als die Kandidatenliste auf sechs, ja auf drei und schließlich auf einen verkürzt wurde, habe der Name Fontaine daraufgestanden. Durch diese starke Empfehlung von des Ministers Seite soll sich der Erste Konsul haben bestimmen lassen, den Künstler wieder in sein Amt einzusetzen.

Wir werden nun natürlich nicht ohne weiteres die Memoiren des einen gegen die des anderen ausspielen; aber nach alledem, was uns bisher die Lektüre Chaptals offenbarte, und da er auch einen anderen Lieblingskünstler Napoleons, Denon, den Maler und Architekten, stark herabzusetzen sucht, werden wir wohl nicht unmethodisch verfahren, wenn wir auch hier dem Urteile Labories uns anschließend behaupten, daß an dieser Stelle wieder einmal

[1]) de Lanz. de Laborie. Paris sous le Consulat. II. S. 154, 155.
[2]) Bausset. Mémoires. Bd. I. S. 5. Anmkg.

eine starke Trübung des Chaptalschen Urteils von 1819 gegenüber dem, was er zwei Jahrzehnte früher bekundete, vorliegt.

Auch ein Beispiel jener mehrfach erwähnten angeblichen Unüberlegtheit und Planlosigkeit in Napoleons Anordnungen weiß der Memoirenschreiber aus der Zeit der Tätigkeit des einen dieser Künstler, nämlich Fontaines, zu erzählen[1]). Noch um 11 Uhr eines Abends habe, so behauptet Chaptal, Napoleon Fontaine holen lassen, um ihm die Weisung zu geben, daß er am nächsten Morgen um 5 Uhr mit **500** Mann (genau wie in dem ersten Beispiel!) an einer näher bezeichneten Stelle des Karousselplatzes sich einfinden solle, um dort einen Triumphbogen zu errichten. Der Einwand, daß man keinerlei Plan und Voranschlag dazu habe, nützte nichts; der Kaiser bestand darauf, und so begannen denn am nächsten Morgen die 500 Arbeiter den Karousselplatz umzugraben. So behauptet wenigstens Chaptal; aber schon de Lanzac de Laborie hat in seinem obenerwähnten Buche auf die Übertreibung des Memoirenschreibers hingewiesen[2]). Tatsächlich verhält es sich mit der Anlage dieses Triumphbogens so: In einem Briefe vom 26. Februar 1806[3]) ordnet der Kaiser an, daß ein Triumphbogen errichtet werden sollte „à la gloire de nos armées". Die Pläne dazu wurden mit einer ungewöhnlichen Schnelligkeit ausgearbeitet — und das ist das Körnchen Wahrheit in Chaptals Anekdote, — so daß schon am 7. Juli 1806 der erste Stein dazu gesetzt und kaum zwei Jahre später das Werk vollendet werden konnte.

Also auch mit dieser angeblichen Planlosigkeit und Unüberlegtheit im Handeln Napoleons ist es nichts.

Einen Blick nun noch auf das Thema: Napoleon und die dramatische Kunst. Eine Fülle von Aufzeichnungen und archivalischen Studien, sowie die zusammenfassende Material-

[1]) Ch. S. 359.
[2]) Bd. II. S. 180.
[3]) Correspondance 9891.

sammlung in H. Welschingers Werk „La censure sous le premier empire“ setzt uns heute in den Stand, in dieser Frage ziemlich klar zu sehen. Wir können heute wohl unbedenklich behaupten, daß jedenfalls der größte Teil jener oft kindlich-lächerlichen Maßnahmen der Zensur, die mit ihren Streichungen und Aufführungsverboten auch vor den Klassikern der französischen Literatur nicht halt machte, mehr auf den Übereifer ungebildeter Beamter als auf persönliche Anordnungen des Konsuls oder des Kaisers zurückzuführen sind. Eine Reihe allerdings der allertörichtsten von diesen Maßnahmen, über die damals wie heute die gebildete Welt sich lustig machte, sind tatsächlich auf das Konto Napoleons selber zu setzen.

So ungefähr — vielleicht um eine Nuance ungünstiger für den Kaiser — ist auch der Eindruck, den wir aus den Chaptalschen Aufzeichnungen bekommen. Im übrigen bringen seine in diesem Kapitel leider etwas spärlichen Mitteilungen nichts Wesentliches, was wir nicht schon von anderen, namentlich von Thibaudeau, wüßten. Eine Anekdote allerdings, die sich gleichfalls ziemlich ähnlich in des Erstgenannten Aufzeichnungen findet, ist doch in ihrer Wiedergabe zu charakteristisch für Chaptal, als daß wir sie hier übergehen könnten[1]).

Im Jahre 1802 wurde an der „Komischen Oper“ ein Einakter von Dupaty gegeben „Das Vorzimmer oder die Dienerschaft unter sich“. Das Stück enthielt verschiedenes, vor allen Dingen ein eigenartiges Wortspiel in einem der Dialoge, woran der Erste Konsul und seine Höflinge Anstoß nahmen. Am nächsten Tage wurde der Minister in die Tuilerien berufen und mußte die heftigsten Vorwürfe des sehr aufgebrachten Ersten Konsuls über sich ergehen lassen, der noch in derselben Stunde über den Dichter die Strafe der Verbannung in die Kolonien verhängte und den

[1]) Ch. S. 387.

Ministerialdezernenten, der das Stück zu zensieren gehabt hatte, aus dem Dienste entließ. Auch an der Kleidung der drei Lakaien hatte man Anstoß genommen und in ihrer Kostümierung Anspielungen auf die Senatoren und, wie Thibaudeau meint, sogar eine Nachahmung der drei Konsuln sehen wollen. Napoleon ließ auch hierüber eine strenge Untersuchung anstellen, die allerdings nichts Belastendes für die unglücklichen Theaterhelden ergab. „Jedenfalls wurde der nach den Kolonien verbannte Dichter eingeschifft, und der Ministerialdezernent verlor seinen Posten.“ So schließt Chaptal die Erzählung ab, Thibaudeau aber gibt auch noch den weiteren Verlauf dieser Affäre. Nach seinen Angaben, die ich durch einen Brief des Dichters Duval an Viktor Hugo [1]) bestätigt fand, wurde der Dichter nach sechs Wochen wieder begnadigt. Wie wir weiter aus Welschingers archivalisch beglaubigten Angaben wissen [2]), wurde Dupaty nicht nur begnadigt, sondern auch sein Stück nach einigen Abänderungen unter einem anders lautenden Titel wiederholt noch in der „Opéra Comique“ aufgeführt. Der Dichter selbst blieb auch in der Folgezeit ständig am Hofe und in der Gnadensonne seines Kaisers, zu dessen Ruhm er sogar mehrere Komödien schrieb.

Charakteristisch für Chaptal ist die Art, wie er uns den Vorgang schildert, um deswillen, meine ich, weil er hier wieder einmal und gewiß nicht unabsichtlich den Ausgang einer Angelegenheit nicht so darstellt, wie er gewesen ist.

War es nun, weil er wieder einmal den Effekt seiner Erzählung zu schwächen fürchtete, oder wollte er nicht, daß durch den tatsächlich versöhnlicheren Ausgang der Sache der ungünstige Eindruck von Napoleon etwas gebessert wurde? Ich möchte beides glauben.

[1]) Lettres d'Alex. Duval à Victor Hugo. Dufey et Vézard. Paris 1833.

[2]) Welschinger hat für sein Werk durchweg die Archive der Comédie Française benutzt.

IV.

Napoleon und die Volkswirtschaft.

Bedeutungsvolle Jahre hindurch hat Chaptal als Minister des Innern die damals noch mit diesem Amte verbundene Leitung der Verwaltung von Handel, Industrie und Landwirtschaft in den Händen gehabt. Selber ein Mann der Praxis, hat er, scheint es, manche praktische Anregung auf diesen Gebieten gegeben und manche fruchtbare Gründung ins Leben gerufen; und auch noch, als er aus dieser Stelle geschieden war, holte Napoleon häufig sein Gutachten in diesen Dingen ein. Als dann das erste Kaiserreich sich zum letzten Todeskampfe rüstete, da stellte auch Chaptal, wie wir sahen, seine reiche volkswirtschaftliche Erfahrung wieder in den Dienst seines ehemaligen Gebieters und verwaltete während der hundert Tage in der Eigenschaft eines Generaldirektors Handel und Industrie.

Er ist es auch, aus dessen Feder das heute noch unentbehrliche, zum ersten Male auf wirklich amtlich-statistischem Material aufgebaute Werk über die französische Industrie herrührt, das schon damals weit über Frankreich hinaus geschätzt wurde[1]). Und so war er wohl berufen wie selten einer, uns die Anschauungen Napoleons über die volkswirtschaftlichen Probleme zu entwickeln; hier hätten seine persönlichen Erinnerungen uns wertvolle Ergänzungen

[1]) De l'Industrie Françoise par M. le Comte Chaptal. Ancien Ministre etc. Paris 1814. 2 Bde.

zu den allgemeinen Darstellungen in seinem großen Werke bringen können.

Zur Zeit, als die beiden Männer emporkamen, hatte ein volkswirtschaftliches System im Streite der Meinungen den völligen Sieg errungen, das war die Lehre der Physiokraten. Als eine Programmschrift gleichsam dieser Schule könnte man ein kleines Büchlein auffassen, das Chaptal — damals noch Professor der Chemie — im Jahre 1790 in Montpellier veröffentlichte[1]); so sehr tritt er hier für die Physiokraten ein. „Die Landwirtschaft ist die Basis für das allgemeine Wohl; alle Völker, die etwas geworden sind, haben die Landwirtschaft vor allem gepflegt; das römische Reich hat so lange bestanden wie der Bauer in ihm eine Rolle spielte", in dieser Weise deduziert er das ganze Buch hindurch, immer wieder dieselbe physiokratische Doktrin variierend, seinen Standpunkt; über die Industrie und den Handel schweigt er sich völlig aus.

Doch der große Umschwung aller Dinge, den die nächsten Jahrzehnte brachten, änderte auch auf dem Gebiete von Handel und Industrie die Verhältnisse völlig und räumte gewaltsam mit den überlieferten volkswirtschaftlichen Anschauungen auf.

So hat denn auch Chaptal, als er dreißig Jahre später noch einmal zur Feder greift, um die Summe seiner reichen Erfahrungen in dem Werke über die französische Industrie zusammenzufassen, sich von der übertriebenen Schätzung des Wertes der Landwirtschaft, wie er sie noch 1790 predigte, völlig losgemacht und gebrochen hat er auch mit der physiokratischen Auffassung hinsichtlich der Unproduktivität der gewerblichen und kommerziellen Arbeit. Die freihändlerischen Ideen, das „laisser faire, laisser passer",

[1]) Observations Générales sur l'Agriculture [considérée dans ses rapports avec la prospérité de la France, suivies de quelques réflexions sur les ouvrages d'Olivier de Serres.] Montpellier 1790.

wie es Gournay lehrte, hat er auch einer Revision unterzogen und läßt sich sogar ein gemäßigtes Prohibitivsystem in gewissen Situationen gefallen; aber von irgendwelchem wirksamen, energischen Eingreifen der Regierung in den Gang der Volkswirtschaft will der alte Physiokrat auch jetzt noch nichts wissen. „Protéger la propriété, faciliter les approvisionnements de l'industrie, favoriser la production" darauf, so fordert er, soll sich die Tätigkeit der Regierung beschränken.

Napoleon hat eine andere Entwicklung durchgemacht. Wenn sich seine Wirtschaftspolitik auch nicht streng auf ein nationalökonomisches System bringen läßt, im Grunde genommen sind es doch durchaus merkantilistische Ideen, die er in der Praxis durchzuführen suchte. Jedenfalls stand er mit seinen streng schutzzöllnerischen Anschauungen, mit seinem Bestreben, die Preise der Lebensmittel, und überhaupt der Produkte von Ackerbau und Viehzucht auf niedrigem Stande zu halten, mit dem hervorragenden Schutze, den er der Industrie von Regierungs wegen angedeihen ließ, auf völlig anderem Boden als sein Mitarbeiter Chaptal.

Dieser einschneidende Gegensatz in den volkswirtschaftlichen Anschauungen der beiden Männer ist es nun auch, der leider nur allzustark aus den Aufzeichnungen Chaptals über Napoleons Ansichten von Handel, Industrie und Landwirtschaft uns entgegentritt. Er schreibt hier als Parteimann, und die Parteibrille trübt ihm den Blick so sehr, daß er gar nicht merkt, in wie ungeheuerliche Widersprüche er sich mit seinen Behauptungen verwickelt.

So legt er zu Beginn seiner Ausführungen dar, daß Napoleon die Handelswelt nicht liebte, „solche Leute, die weder Glauben, noch Vaterland hätten" [1]). „Diese Meinung", so fährt er wörtlich fort, „hatte sich naturgemäß bei Napoleon gebildet infolge der ständigen Opposition, die der Handel

[1]) Ch. S. 274.

seinen ehrgeizigen, auf Eroberung ausgehenden Plänen bereitete.“ Und dann behauptet er, „Napoleons Gesetze variierten je nach seinen Launen derart, daß die Handelsoperationen niemals auf sicherer Basis berechnet werden konnten und ständig Spiele des Zufalls gewesen sind . . .“ „Daran gewöhnt, alles unter seine Anordnungen zu beugen, ärgerte er sich über den Widerstand, den der Handel seinen Plänen bereitete. Er hätte ihn gerne nach dem Belieben seiner Phantastereien lenken wollen.“ Später[1]) erhebt er noch einmal einen ähnlichen Vorwurf, indem er darauf hinweist, daß man es dem Handelsmann nicht verargen könne, daß er von Haß erfüllt wird, in dem Falle, „wenn unersättlicher Ehrgeiz und Laune dem Oberhaupte absurde und den Handelsinteressen entgegengesetzte Maßnahmen diktierten“.

Nach allen diesen Worten mutet es uns recht seltsam an, wenn der Memoirenschreiber im weiteren Verlaufe der Abhandlung hervorhebt, daß Napoleon „aufrichtig glaubte, dem Handel durch diese vexatorischen Maßnahmen förderlich zu sein“[2]). Nicht minder überraschend wirkt der Widerspruch, wenn dann der Mann, der nur in Laune, Willkür und Ehrgeiz seines alten Gebieters die Triebfedern zu dessen handelspolitischen Maßnahmen sah, mit der Bemerkung kommt, daß man sicherlich erstaunt sein wird über die Hartnäckigkeit, mit der Napoleon diese „Prinzipien“ und ein den wahren Interessen des Handels so zuwiderlaufendes „System“ aufrecht erhielt[3]).

Zu kraß sind doch hier die Widersprüche und zu deutlich offenbart hier der Schreiber der Aufzeichnungen, von welchen Gefühlen er gegen seinen ehemaligen Gebieter beseelt ist, als daß wir nicht das eben Angeführte als wert-

[1]) S. 276 unten.
[2]) S. 277.
[3]) S. 278.

volles Beweisstück für den geringen Wert der Chaptalschen Erinnerungen benutzen sollten.

Und weiter konstatiert der Memoirenschreiber dann, daß Napoleon, der „niemals über die Natur und Wichtigkeit von Handelsbeziehungen nachgedacht hätte“ (!) . . ., ein „Feind jeglichen Handelsvertrages gewesen sei“ [1]). Eine solche Behauptung bedarf doch wohl auch einer starken Einschränkung. Wenn tatsächlich Napoleons Antipathie gegen derartige Verträge so groß gewesen wäre, dann hätte er doch solche wohl niemals abgeschlossen und außerdem nicht zu wiederholten Malen seine Absicht, solche zu schließen, bekundet [2]).

Gewiß, es waren nicht Handelsabkommen, bei denen die beiden Kontrahenten völlig gleich behandelt wurden, es waren naturgemäß stets Handelsverträge, die der politisch Mächtigere mit dem weniger Mächtigen nach alter merkantiler Praxis abschloß; etwa so wie der Methuenvertrag, den das mächtige England im Jahre 1703 dem kleinen Portugal

[1]) S. 283.

[2]) P. Darmstädter in seinen: Studien zur Napoleonischen Wirtschaftspolitik (Hist. Vierteljahrsschrift f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Jhrgg. 1904/05) verzeichnet darüber genaue, den Akten des Pariser Archivs entnommene Einzelheiten:

1. Der Vertrag, den Frankreich am 24. Mai 1806 mit Holland schloß, hatte als Artikel 10 die Abmachung, daß ein Handelsvertrag zwischen beiden Staaten die politische Allianz ergänzen sollte. A. F. IV 1704.

2. In demselben Jahre war seitens der französischen Regierung ein umfassendes System von Handelsverträgen mit den angrenzenden Staaten geplant, durch die französische Waren überall Vorzugsbehandlung genießen sollten.

3. Am 26. Vendémiaire XII in dem Vertrage mit Spanien war der Abschluß eines besonderen Handelsvertrages im 8. Artikel in Aussicht gestellt. A. F. IV. 1704 Espagne.

4. Ein wirklicher Handelsvertrag war das am 8. August 1808 mit Italien geschlossene Abkommen. A. N., A. F. IV. 1704.

aufnötigte, aber es waren doch Handelsverträge, und das ist das Wesentliche.

Der Grundfehler aber, an dem der gesamte Bericht über die Napoleonische Wirtschaftspolitik krankt und der diesen geradezu wertlos macht, ist der, daß Chaptal die Handelspolitik streng sondert von der Industriepolitik und somit bei dem engen gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis, in dem Handel und Industrie zueinander stehen, völlig unrichtig verfährt.

Den ungeheuren Aufschwung der Industrie, der von Napoleon „die allergrößte Freiheit gewährt wurde", im Gegensatz zu dem angeblich launisch regierten Handel, muß er anerkennen und kann gar nicht genug des Rühmens machen von den „großen Verdiensten, die Napoleon der französischen Industrie erwies". „Unter seiner Regierung habe sich Frankreich von dem bisher an das Ausland bezahlten Tribut befreit[1])." „Unter ihm hat man zum ersten Male alle französischen industriellen Produkte auf allen Märkten Europas rivalisieren sehen[2])." Ferner weist Chaptal darauf hin, daß das Prohibitionssystem den französischen Manufakturen so gewaltige Entwicklung verschafft hätte, daß die Franzosen nur noch in wenigen Fabrikationsgegenständen hinter den Engländern zurückgeblieben seien, in einer großen Anzahl aber sie überträfen[3]). Oder er sagt[4]): „Wenn der Sturz Napoleons nur noch zwei Jahre später eingetreten wäre, so wäre Frankreich auf immer von dem Tribut befreit gewesen, den es der neuen Welt für Zucker und Indigo entrichtet." So heben wir nur einige Beispiele hervor aus der reichen Fülle des Lobes, mit dem der Memoirenschreiber diesen Aufschwung der französischen Industrie feiert als eine segensreiche Folge des Napoleonischen Prohibitivsystems. Für

[1]) [2]) S. 279.
[3]) S. 281.
[4]) S. 288.

die andere Folge aber, den Niedergang des französischen Handels, hat er nichts als Tadel übrig. Hier müssen Laune, Ehrgeiz und Antipathie Napoleons herhalten, um einen Erklärungsgrund abzugeben und Chaptal die Gelegenheit zu verschaffen, seinen alten Gebieter wieder einmal recht stark zu verunglimpfen und herabzusetzen.

Ein Prohibitivsystem ist doch nun einmal gar nicht möglich ohne Einschränkung des Handels. Also in den von der Natur gegebenen Verhältnissen und nicht in Napoleons Unverstand und Laune hätte der alte Physiokrat, wenn er objektiv sein wollte, den Grund zu diesem wirtschaftlichen Zwiespalte erblicken müssen; er brauchte aber wohl noch einen recht wirksamen Strich für sein dunkles Napoleonporträt!

Wie wenig sich Chaptal überhaupt bemüht hat, in diesen Dingen in das psychologische Verständnis dessen, den er schildern wollte, einzudringen, das zeigen uns auch die folgenden Zeilen: „Ich kann nicht verschweigen, daß ein wichtiges Motiv, seine Abneigung gegen die Engländer und der Wunsch, ihrer Industrie zu schaden, viel zur Ergreifung dieser Maßregeln beigetragen hat.“ Wie kleinlich und kurzsichtig doch ein solches Urteil!

Ja, die englische Industrie hat Napoleon schädigen wollen, aber doch nur, um dadurch der französischen Industrie zu nützen und Frankreichs Erzeugnisse an die Stelle von Englands Waren zu setzen. Nur im Rahmen des Kampfes mit England als des die Gesamtpolitik Napoleons beherrschenden Gesichtspunktes können wir seine Handels- und Wirtschaftspolitik begreifen. Englands Überwindung, hier auf dem Felde der Wirtschaft, dort auf dem der Massen, war das Ziel, das sich der Gewaltige gesetzt hatte.

Chaptal aber in seinem Vorurteile blind sieht hier nichts als den Ausfluß persönlicher Abneigung seines

Gebieters gegen die Engländer. Was Wunder demnach, wenn ein solcher Mann, der so wenig sich fähig zeigt, die großen Gesichtspunkte napoleonischer Wirtschaftspolitik richtig zu erfassen, auch über die einzelnen Maßnahmen auf diesem Gebiete, so z. B. über die vielberufenen Dekrete Napoleons gegen die Baumwolle, zu völlig einseitigem Urteil kommt. „Es lag in der Bestimmung Napoleons, so meint Chaptal, „daß er in gewisser Hinsicht das Gute, was er schuf, wieder zerstörte. Kaum hatte er seine Baumwollfabriken emporblühen sehen, als er sich beeilte, einen enormen Zoll auf die Baumwolle zu legen. Dieser Zoll war viel stärker als der Marktwert der Ware. So hatte er sich eine Steuer von 30—40 Millionen verschafft. Die Folge war klar, man konnte nun auf den fremden Märkten für den Verkauf dieser Produkte nicht mehr konkurrieren.“ Nach solcher Darstellung könnte es scheinen, als sei auch diese Maßnahme lediglich eine Ausgeburt napoleonischer Laune oder höchstens nur der Wunsch gewesen, den Steuersäckel zu füllen.

Chaptal hätte hier auf etwas hinweisen müssen, was er bei seinen gesamten Darlegungen nicht beachtet hat, daß die häufigen Änderungen im Zollwesen, die Aussperrungen ganzer Warenkategorien und die Dekrete selbst gegen die Erzeugnisse verbündeter Staaten in erster Linie Kampfesmaßregeln gewesen sind, bestimmt für eine Spanne Zeit, bis der Erbfeind jenseits des Kanals, den es galt, wirtschaftlich niederzuringen, am Boden lag. Von diesem Gesichtspunkte aus ist doch wohl vor allen Dingen die Politik Napoleons gegenüber der Baumwolle zu verstehen. Trotz allen Aufschwunges, den die französische Baumwollindustrie seit dem Ausschluß der Baumwollgewebe (22. Febr. 1806) genommen hatte, blieb man doch immer auf die überseeischen Rohstoffe dafür angewiesen, und in deren Beschaffung hatte nun einmal England das Handelsmonopol.

Diese Einsicht brachte den Umschwung in der Stimmung Napoleons und damit jene schweren, für das eigene Land verhängnisvollen Dekrete gegen die Baumwolle[1]); als neue Kampfesmaßregeln gegen England, bestimmt, die Baumwolle aus dem Haushalte Europas womöglich allmählich völlig zu verdrängen.

Diesen sicherlich in der ganzen Frage allerwichtigsten Gesichtspunkt hat Chaptal völlig ignoriert.

Was der Memoirenschreiber uns weiter in diesem Abschnitte berichtet über die auffallende Vorliebe Napoleons für die Stadt Lyon, ist nicht abzuweisen; nicht unrichtig ferner ist auch der Hinweis darauf, wie der Kaiser die große wirtschaftliche Krisis von 1810/11 zu bekämpfen suchte. Nur will Chaptal es wieder einmal gewesen sein, der dem Kaiser die Idee dazu eingab[2]). So soll Napoleon in jener schweren Zeit der Krise eines Tages Chaptal haben holen lassen, um zu fragen, welche Mittel er wüßte, um den Arbeitern Arbeit zu liefern und die Fabriken wieder zu beleben. Der Rat des ehemaligen Ministers ging dahin: Der Kaiser solle in Lyon für sechs Millionen Frks. Möbelstoffe neu anfertigen, sie im Palais-Royal aufstellen und mit ihnen dann allmählich die anderen Schlösser ausstatten lassen. „Alles wurde ausgeführt", so behauptet der Memoirenschreiber wörtlich, „und zur Zeit der Restauration standen noch die größte Zahl jener Möbel im Palais-Royal. Was die Fabrikanten anbetrifft, so riet ich, dreißig oder vierzig Millionen den Größten unter ihnen zu geben mit der Verpflichtung, ihre Arbeitsstätten nicht zu schließen. Napoleon gab 62 Millionen aus, um diese Krisis zu beschwichtigen. Er lieh bis zu

[1]) 5. Aug. 1810. Das Edikt v. Trianon mit seinem gewaltigen Zoll auf Baumwolle.

8. Januar 1811, das Dekret. das die Baumwolle aus den kaiserlichen Schlössern verbannte.

[2]) S. 284.

einer Summe von fünf Millionen solchen Fabrikanten wie Gros d'Avillers und Richard Lenoir. So ging die Krisis vorüber."

Aus der Untersuchung über das Kanalprojekt wissen wir ja schon, was von derartigen angeblichen Anregungen Chaptals zu halten ist, und wenn wir ihm auch an dieser Stelle nicht genau das Gegenteil beweisen können, so läßt sich doch zum mindesten soviel feststellen, daß die sämtlichen hier gegebenen Zahlenangaben falsch sind. Darmstädters[1]) Feststellungen aus den Akten des Pariser Archivs lehren, daß von seiten der Regierung damals nicht für sechs, sondern für zwei Millionen Frks. Lieferungen in Lyon bestellt wurden. Ebenso sind nicht, wie Chaptal meint, damals 62 Millionen zur Rettung der großen Fabrikbetriebe ausgeliehen worden, sondern nur etwa der dritte Teil davon. Mollien gibt in seinen Memoiren die Zahl auf 18 Millionen an; Darmstädter bestätigt dessen Angaben; bei eingehender Nachprüfung hat er feststellen können, daß bis zum 1. Januar 1812 19,6 Millionen aus dem kaiserlichen Schatze als Darlehn ausgegeben worden sind. Selbst wenn das Verzeichnis nicht ganz vollständig ist — von den großen Firmen fehlt jedenfalls keine —, so ist die Differenz doch sicher eine ganz enorme; und so falsch wie die Gesamtsumme in den Chaptalschen Angaben sind auch die Behauptungen über die Einzelbeträge. Das Haus Richard und Lenoir z. B. hat nicht 5 Millionen, sondern $1\frac{1}{2}$ Millionen Unterstützung bekommen und die Firma Gros d'Avillers gar nur 200000 Frks.

Wenn Chaptal gegen Ende dieses Abschnittes noch darauf hinweist, daß der Kaiser so gut wie nichts von der Landwirtschaft verstanden habe, so würde er uns davon nur überzeugen können, wenn er hinreichende Beweise statt leerer Behauptungen brächte. Gegenüber seiner Schluß-

[1]) In dem S. 73 angeführten Aufsatz.

bemerkung aber: „Man würde sich täuschen in der Annahme, daß dieses System des Ruins für das flache Land in Verbindung mit den Requisitionen und Konskriptionen etwa den Kaiser bei dem Bauer verhaßt gemacht habe", läßt sich leicht aus Chaptals eigener Statistik feststellen, daß von einer systematischen Zugrunderichtung der Landwirtschaft unter Napoleon gar keine Rede sein kann. Ein Abschnitt von fast hundert Seiten in des ehemaligen Ministers trefflichem Buche über die französische Industrie handelt von den gewaltigen Fortschritten der Landwirtschaft seit den letzten dreißig Jahren (1789—1819)[1]). „Man wird erstaunt sein", heißt es dort[2]) z. B., „über die Verbesserungen, welche die Landwirtschaft seit 1789 erfahren hat. Ernten jeder Art bedecken den Boden, zahlreiche und robuste Tiere pflügen und düngen ihn Gesunde und reichliche Nahrung, saubere und bequeme Wohnstätten, einfache aber dezente Kleidung; das ist das Los des Landbewohners; das Elend ist von dort verbannt und das Wohlergehen eingezogen infolge der freien Verfügung über alle Produkte[3])." Also wieder ein-

[1]) Chapt. De l'Industrie Françoise. I. S. 137 b. z. Ende.

[2]) Ibidem S. 153.

[3]) Vgl. dazu auch Darmstädters Bemerkung: „Man darf nicht übersehen, daß in der napoleonischen Zeit die Verflechtung der landwirtschaftlichen und industriellen Interessen eine weit innigere war, als in der Gegenwart. Die ländliche Bevölkerung weiter Striche des französischen Westens, die heute fast ganz agrarisch sind, nahm vor 100 Jahren lebhaft an der gewerblichen Produktion teil. Manche Zweige der Industrie hatten ihren Hauptsitz auf dem flachen Lande. Die Leinwand wurde fast ausschließlich von der bäuerlichen Bevölkerung hergestellt; aber auch in der Seiden-, Woll- und Baumwollbearbeitung spielte die ländliche Hausindustrie noch eine große Rolle. So wirkten denn auch die Konjunkturen der Industrie direkt auf den Wohlstand der ländlichen Bevölkerung ein."

mal ein krasser Widerspruch des einen Chaptalschen Werkes gegenüber dem anderen.

Jedenfalls ergab sich aus den Darlegungen dieses Abschnittes, daß die Erwartungen, die man mit Recht an die volkswirtschaftlichen Ausführungen in den „Erinnerungen“ Chaptals knüpfen konnte, enttäuscht wurden. Sie mußten enttäuscht werden, weil auch hier der Memoirenschreiber zu objektiver Würdigung nicht der rechte Mann war.

V.

Der Charakter Napoleons.

„Niemals hat Bonaparte ein edles Gefühl gezeigt", so äußert sich Chaptal am Schlusse seiner Napoleonschilderung[1]); im krassen Widerspruch aber zu dieser Behauptung hebt er auf den ersten Seiten seines Werkes hervor, daß der Kaiser von einem starken Dankbarkeitsgefühl beseelt war[2]); ja der Memoirenschreiber erfindet sogar, wie es uns die Erzählung aus dem Lebensgange des ehemaligen Brienner Schuldirektors zeigte, eine Anekdote, um das Vorhandensein dieses doch gewiß „edlen Gefühls" zu beweisen.

Wenn er mehrfach die verwerflichen Charaktereigenschaften seines ehemaligen Gebieters hervorhebt, so sind die Beweise, die er dafür angibt — wenn er sie überhaupt bringt und nicht sich mit allgemeinen Phrasen begnügt — nichts als unbeglaubigte Anekdoten; vor allem für die angeblich rohen Äußerungen Napoleons über die auf dem Schlachtfelde Gefallenen kommt das in Betracht. „Napoleon hatte keinerlei Anhänglichkeit an seine Familie," so geht die Schilderung weiter. „Aus Eitelkeit hat er sie hochgebracht, aber nicht aus Überzeugung von dem Verdienste eines ihrer Mitglieder, noch aus Zuneigung zu einem von ihnen." Dazu vergegenwärtige man sich einmal jene Zeit, als der junge Napoleon in Auxonne von der spärlich bemessenen Leutnantsgage auch noch seinen Bruder Louis, für

[1]) S. 341.

[2]) S. 176 (Marboeuf) u. S. 178.

dessen Erziehung er der Familie die Kosten und Sorgen ersparen wollte, mit durchbringt; man lese den wundervollen Brief vom Pfingsten 1791, um daraus zu erkennen, mit wie rührender Sorgfalt er auf das Wohl des kleinen, kaum dreizehnjährigen Burschen bedacht ist und mit wie zärtlicher Liebe er an ihm hängt und jeden Schritt seiner Entwicklung verfolgt. Ist das Eitelkeit? Durchblättern wir ferner die Briefe an seinen Bruder Joseph, besonders die aus Paris aus dem Jahre 1795, so sehen wir häufig, daß es gerade die Rücksicht auf die Familie ist, die Napoleon in seinem Handeln beeinflußt.

Einen Beweis für Bonapartes Geringschätzung seiner Familie glaubt uns Chaptal durch die Anführung des folgenden Vorfalles geben zu können[1]). Eines Tages hatten englische Blätter die Nachricht gebracht, Napoleons Bruder Jérôme sei auf der Rückkehr von Martinique den Engländern in die Hände gefallen. „Ich glaube davon nichts," meinte darauf der Kaiser zu seinen Ministern. „Aber wenn die Engländer meinen, daß ein derartiges Ereignis etwas an meiner Politik ändern könnte, so täuschen sie sich. Ich würde auch meine ganze Familie vor der Mündung einer Kanone sehen können und würde doch nicht den geringsten Plan ändern." Gewiß klingt die Äußerung recht hart; doch wenn Chaptal darin einen Beweis sieht für die Verachtung Napoleons der Familie gegenüber, so interpretiert er m. E. die Worte ganz falsch; ich möchte eher das Gegenteil herauslesen.

„So hoch ich auch meine Familie schätze," will doch wohl der Kaiser damit sagen, „in einem Zwiespalt würde ich jederzeit die Familieninteressen denen des Staates opfern." Und so zeichnet uns denn der Memoirenschreiber mit dieser Anekdote — falls sie überhaupt wahr ist — Bonaparte als einen mit der höchsten staatsmännischen

[1]) S. 343.

Eigenschaft ausgestatteten Menschen; er erreicht also gerade das Gegenteil von dem, was er eigentlich will; denn herabsetzen will er seinen alten Gebieter; das haben die bisherigen Darlegungen doch wohl schon hinreichend erwiesen.

Daß ein von solcher Tendenz beseelter Memoirenschreiber sich natürlich jene beiden vielbesprochenen Ereignisse vor Jaffa nicht entgehen lassen würde, um durch den Hinweis auf diese angeblichen Greueltaten, Napoleon zu belasten, war zu erwarten; verlocken jene Taten doch förmlich dazu, sie in gehässiger Weise gegen Bonaparte auszubeuten.

Chaptal schreibt darüber[1]):

„Napoleon brachte in den Krieg jenen Charakter der Gefühllosigkeit, der in allen Phasen seiner stürmischen Laufbahn stets der vorherrschende gewesen ist. So ließ er bei Jaffa 7000 Türken, die sich ergeben hatten, niederschießen.“ Die wenigen diesem Blutbade Entronnenen hätten die Kunde der grausigen Tat, so meint er, nach St. Jean d'Acre gebracht und damit die dortige Besatzung bis zum äußersten im Widerstande gegen Napoleon getrieben. „Ungefähr um dieselbe Zeit“, so geht der Bericht weiter, „ließ Napoleon siebenundachtzig pestkranke Soldaten in dem Hospital von Jaffa vergiften. Man versuchte zuerst Opium, das nicht die erwartete Wirkung hatte; darauf nahm man Sublimat.“

Die beiden hier zugrunde liegenden Tatsachen sind ja hinreichend bekannt, vielfach erörtert und erst unlängst in einem Aufsatze von Waaß in der Historischen Vierteljahrsschrift erschöpfend bis in die Einzelheiten hinein gewürdigt worden[2]). Was zunächst die erste dieser Begebenheiten betrifft, so hat tatsächlich Napoleon damals 2 3000 Feinde, nachdem sie die Waffen gestreckt, am Ufer bei Jaffa er-

[1]) S. 302 ff.

[2]) Chr. Waaß. Bonaparte in Jaffa. Zwei Napoleonische Legenden. Histor. Vierteljahrsschrift. 1904.

schießen lassen. Chaptal in seiner gehässigen Übertreibung gibt, wie wir sahen, 7000 Mann als Opfer Napoleonischer Gefühllosigkeit an und geht damit weiter als alle, die jemals sich zu dieser Frage geäußert haben, ja selbst ein Mann, wie der damals beim türkischen Heere befindliche englische Agent Morris, dem doch gewiß darum zu tun sein mußte, Napoleon herabzusetzen, spricht nur von 4500[1]). Und was auch immer der Grund zu dieser Tat gewesen sein mag; ob Napoleon durch sie nur hat Schrecken verbreiten wollen oder ob er sich Leute vom Halse schaffen wollte, deren Ernährung ihm auf die Dauer unmöglich war, jedenfalls war sie eine Kriegestat, eine Handlung, die als Maßregel im Kampfe zu verstehen ist und zwar im Kampfe gegen einen Pascha, dem selbst seine an Blut gewöhnten Soldaten wegen seiner widerlichen Grausamkeit den Beinamen „Djeggar", d. i. „der Schlächter", gegeben hatten. Wenn Chaptal in dieser Handlung nichts sieht als einen Ausfluß persönlicher Gefühllosigkeit Napoleons, so beweist das nur von neuem, daß er entweder nicht den guten Willen oder nicht die Fähigkeit dazu hatte, jenen Mann wirklich objektiv zu beurteilen, welchen zu würdigen er sich kühn unterfängt.

Noch viel weniger ist es meines Erachtens gerechtfertigt, in dem Verhalten Napoleons gegenüber den pestkranken Soldaten ein Zeichen grausamen Charakters zu sehen und es als Gefühllosigkeit auszulegen, wenn der Feldherr, nachdem alles Menschenmögliche für die Kranken versucht worden war, in der äußersten Notlage, bevor er mit seinem Heere den Marsch in die Qualen der Wüste antrat, den wenigen nicht mehr transportfähigen Schwerkranken, denen ein schmachvoller Tod durch Feindeshand sicher schien, Opium reichen ließ, um sie zu erlösen.

Und für denjenigen, dem all das noch nicht gefühllos

[1]) Siehe Waaß ibidem.

genug erschienen sein sollte, bringt Chaptal noch einen dritten Beweis, indem er fortfährt: „Auf dem Rückzuge von Akkon ließ Napoleon die Ernte der Landstriche, durch die man zog, weithin zur Rechten und Linken der Heerstraße verbrennen.“ In dieser Maßregel vermag ich nun aber mit dem besten Willen wirklich nichts als eine durchaus vernünftige, kriegsrechtmäßige Anordnung zu sehen, die von der Notwehr geboten wurde. „Und nach solchen Handlungen,“ setzt Chaptal hinzu, „beurteilte Napoleon auch die Generale“.

Eine jede Napoleoncharakteristik würde unvolständig sein, in der nicht auch jenes andere vielbesprochene Ereignis, nämlich die Erschießung des Herzogs von Enghien, erwähnt wäre; und so kommt auch Chaptal, allerdings in merkwürdig dunklen Andeutungen, darauf zu sprechen[1]): „Ich habe es mit angesehen,“ so sagt er, „wie vieler künstlicher Mittel drei oder vier Tage lang es bedurft hat, um Napoleon dahin zu bringen, daß er den Tod Enghiens befahl; diejenigen, denen man gewöhnlich die Schuld gibt, sind es nicht gewesen; die wahrhaft Schuldigen haben ein Mittel gefunden, von der Bildfläche zu verschwinden. Ich habe alles mit angesehen.“ Weshalb sagt er denn dann nichts, wenn er soviel wußte? In den „Erinnerungen“, die nur für seine Familie bestimmt waren, konnte er ja doch ohne Scheu reden. Jedenfalls werden uns diese mysteriösen Angaben nicht veranlassen, unser Urteil über Napoleons Rolle in jenen Tagen zu ändern, das dahin geht, daß Napoleon von vornherein, als er die Gefangennahme des Herzogs angeordnet hat, entschlossen war, diesen zum Tode zu verurteilen, eine Ansicht, die wir uns gebildet haben auf Grund der überzeugenden Darlegungen Welschingers in seinem Buche über den Herzog von Enghien[2]).

Als Schluß unserer Abhandlung wollen wir nun noch

[1]) S. 366.

[2]) Welschinger: Le duc d'Enghien. Paris 1888.

die Darlegungen erörtern, die uns der Autor über das Verhältnis Bonapartes zur Religion und Kirche bietet. Von manchen der Besprecher des Chaptalschen Werkes sind sie sehr bestritten worden und ganz besonderen Widerspruch hat die folgende seiner Behauptungen gefunden: „Bonaparte war, ohne fromm zu sein, religiös, und ich zweifle nicht, daß, wenn die Händel mit dem Papste nicht dazwischen gekommen wären, er mit fünfundvierzig Jahren fromm (dévot) gewesen wäre."

Die vielen Streitigkeiten in der Theologie und die Zänkereien der Pfaffen, so führt Chaptal weiter aus, hätten seinen ehemaligen Herrn dem Skeptizismus in die Arme getrieben. „Napoleon schloß aus ihnen, daß es nichts Feststehendes in der Religion gäbe. Von da ab begann er nicht mehr daran zu glauben."

Solche Auffassung widerspricht, scheint es mir, durchaus dem, was die Summe aller objektiven Forschung bisher darüber ans Licht geführt hat. Suchen wir überall dort, wo sich Äußerungen Napoleons zu dieser Frage finden; nehmen wir die Werke von Röderer, Thibaudeau und Méneval in die Hand, blättern wir in den Protokollen des Staatsrates und vor allen Dingen in dem, was emsige Zuhörer in der Einsamkeit der Verbannung ihrem alten Gebieter abgelauscht und getreulich verzeichnet haben, aus allem geht immer nur wieder das eine hervor, daß Napoleon zwar kein Atheist war, daß er aber doch keinerlei inneres Verhältnis zur Religion, keinen positiven Glauben hatte. Er war in diesen Dingen völlig indifferent. „Wenn ich eine Religion haben müßte, so würde ich die Sonne anbeten, denn sie ist die Quelle alles Lebens, sie ist der wahre Gott der Erde[1];" so hat er einstmals sich auf St. Helena geäußert; aber er hielt die Religion für notwendig, er sah in ihr eine gute Polizei. „Elle était à mes yeux l'appui de la

[1]) Gourgaud, Journ. inédit I. S. 434.

bonne morale, des vrais principes, des bonnes moeurs [1]).“ Und im Staatsrat hat er einmal sich geäußert: „Was mich betrifft, so sehe ich in der Religion nicht das Geheimnis der Inkarnation, sondern das Geheimnis der sozialen Ordnung; sie verbindet mit dem Himmel eine Idee der Gleichheit, die verhindert, daß der Reiche den Armen massakriert. Die Religion hat den Wert einer Kuhpockenimpfung; indem sie unsere Liebe zum Wunderbaren befriedigt, schützt sie uns vor Scharlatans und Zauberern. Die Priester sind mehr wert als die Cagliostro, die Kant und alle Träumer Deutschlands.“ In gleichem Sinne hat er 1802 Röderer gegenüber auf den sozialen Trost der Religion hingewiesen und die Überlieferung weiß noch manche ähnliche Äußerung aus dem Munde Napoleons zu melden [2]). Kurzum, wir werden trotz Chaptal weiter daran festzuhalten haben, daß Napoleon durchaus nicht das Zeug dazu hatte, ein Frömmler zu werden. Ebensowenig werden wir es dem Memoirenschreiber glauben, daß es außer der Politik auch die Religion war [3]), die den Ersten Konsul zum Abschluß des Konkordates trieb; sondern wir werden nach wie vor annehmen müssen, daß Napoleon sich zur Anerkennung, zum Kompromiß mit der Kirche nur deshalb verstand, weil, wie sich ein moderner Historiker ausgedrückt hat, er sie als das erkannte, was sie war: Macht.“

Aber auch von einem fast abergläubischen Respekte vor den Worten der „Heiligen Schrift“ scheint jener Napoleon erfüllt gewesen zu sein, den uns die Chaptalsche Charakteristik vorführt. Durch eine interessante Anekdote wenigstens sucht der Memoirenschreiber uns dies zu belegen, eine Anekdote, die uns noch einmal einen seltsamen Einblick

---

[1]) Mémorial unter den Gesprächen vom 7.—8. Juni. Corresp. Bd. XXXII S. 269.

[2]) So z. B. O. Meara, Anhg. z. Corr. XXXII S. 316. Ferner: Thibaudeau. Mémoires S. 152 und Las Cases: Gespräch v. 7.—8. Juni.

[3]) Ch. S. 237.

in die Psychologie des Mannes eröffnen wird, der aufrichtig und loyal seinen ehemaligen Gebieter beschreiben wollte als guter Beobachter und leidenschaftsloser Augenzeuge.

„Zur Zeit, als Napoleon die Juden im Synedrium in Paris versammelt hatte, wohnte ich eines Tages seinem Diner bei," so hebt die Erzählung an, „wo er fröhlich von allerlei Dingen plauderte. Plötzlich trat der Kardinal Fesch ein mit einer sehr bestürzten Miene, die den Kaiser frappierte. ‚Was haben Sie denn?' fragte er ihn. — ‚Was ich habe, ist leicht zu begreifen. Wie, Sie wollen wirklich das Ende der Welt?' ‚Aber warum denn?' entgegnete der Kaiser. ‚Wissen Sie nicht," war die Antwort des Kardinals, ‚daß die Heilige Schrift das Ende der Welt prophezeiht für den Augenblick, wo die Juden wieder als ein Volkskörper anerkannt sein werden?'

Jeder andere hätte über diesen Schluß des Kardinals gelacht; aber der Kaiser änderte den Ton, schien besorgt, erhob sich von der Tafel, ging mit dem Kardinal in sein Arbeitszimmer und kam erst nach einer Stunde wieder heraus. Zwei Tage später wurde das Synedrium aufgelöst. Der Kaiser war damals noch in seiner ganzen Gläubigkeit."

So die Darstellung Chaptals.

Diese Motivierung des Synedriumschlusses ist zwar so absurd, daß sie von selbst zu Boden fällt; aber um jeder historischen Pflicht zu genügen, soll sie auch hier im einzelnen kritisiert werden.

Im Februar 1807 begann dieses Synedrium seine Tagung und am 13. März hielt es seine letzte Sitzung ab[1]). In den

[1]) Diese und die folgenden Angaben über das Synedrium und die anderen jüdischen Versammlungen sind — soweit etwas Anderes nicht ausdrücklich vermerkt ist — sämtlich entnommen der Schrift: Procès-verbal des séances de l'assemblée des députés français professant la réligion juive, imprimé d'après le manuscrit communiqué par M. le Président. Paris 1806. (Bib. Nat. Cd. 148/72.)

Februar 1807 fällt bekanntlich auch die Schlacht bei Preußisch-Eylau. Daß Napoleon zur Zeit des Synedriums nicht in Paris gewesen sein kann, ist demnach selbstverständlich. Aber auch der Kardinal Fesch hatte schon, wie man aus seinem Briefwechsel ersieht[1]), im Dezember Paris verlassen; er befand sich in der fraglichen Zeit in seiner Lyoner Diözese.

Es bleibt also von den drei Personen, die damals in Paris zusammen tafelten, nur Chaptal ganz allein übrig.

Prüfen wir weiter, wie es mit der inneren Wahrscheinlichkeit der Anekdote steht.

Das Synedrium war bekanntlich einberufen worden, um die in der großen, schon seit dem Juli tagenden Versammlung der jüdischen Notablen gefaßten Beschlüsse zu sanktionieren und so ihnen eine für alle Juden verbindliche Form zu geben. Trotz der feierlichen Langsamkeit der traditionellen Formen, in denen diese einundsiebzig Rabbiner tagten, konnte die Versammlung sehr schnell die ihr zugewiesene

[1]) Ein am 8. Januar von dem Kardinal Fesch an Napoleon gesandter Brief beginnt mit den Worten: „Majestät, mein Aufenhalt in Paris bis zum Ende Dezember ist sehr nützlich gewesen ...“ Wenn wir von einem noch am gleichen Tage gesandten Schreiben absehen, ist der nächste Brief von Fesch an Napoleon auf den 20. Mai 1807 datiert. Aus den Monaten Februar, März und April, als die jüdischen Versammlungen tagten, ist kein Brief zwischen beiden veröffentlicht; es hat aber auch sicherlich kein Briefwechsel stattgefunden; denn der Brief vom 20. Mai gibt dem Kardinal Gelegenheit, mitzuteilen, wie er seine Zeit vom Beginne des Januar bis zum Mai verbracht habe; wäre inzwischen ein Brief geschrieben worden, so wüßte es ja Napoleon. „Angekommen zu Beginn des Januar in Lyon,“ so heißt's in dem Briefe, „unternahm ich den Besuch der Parochieen und der Vorstädte ... Ich habe darauf die Hälfte des Rhonedepartements besucht und jetzt mehr als ein Drittel des Ain-Departements durchfahren ... Nach einer Ruhepause von 14 Tagen gedenke ich bis August in das Ain-Departement zurückzukehren.“

Aufgabe beendigen. In acht Sitzungen war alles erledigt[1]).

Im wesentlichen erreichte die Regierung das, was sie haben wollte. Nur über die Frage der gemischten Ehen einigte man sich nicht. Jedenfalls ging man aber in vollster beiderseitiger Zufriedenheit auseinander, als am 13. März die letzte Sitzung abgehalten worden war; denn am 25. März konnte Herr Furtado, der Präsident der großen jüdischen Deputiertenversammlung, die jetzt wieder ihre Arbeit aufnahm, dieser einen langen Bericht über die „glücklich“ zu Ende geführten Arbeiten des Synedriums vorlegen.

Ein gewisser Zwang hatte allerdings die Beratungen der einundsiebzig Rabbiner beschleunigt, dieser hatte aber nicht das geringste mit religiösen Anwandlungen Napoleons zu tun, sondern ging von Champagny, dem damaligen Minister des Innern, aus und war durch sehr materielle Gesichtspunkte veranlaßt. Einmal war es die große Schwierigkeit, die Versammlung dieser zum größten Teile alten Leute stets auf der durch die Tradition vorgeschriebenen Zahl vollzählig zu erhalten[2]), sodann aber war es die Armut der größten Zahl der Mitglieder, die nur ganz geringe pekuniäre Unterstützung von ihren Glaubensgenossen erhielten und so durch die ständigen Forderungen, aus der Staatskasse unterstützt zu werden, zur Last fielen[3]). Und noch eine andere Idee verfolgte Champagny mit dem Drängen nach schneller Beendigung des Synedriums. Da die Armen und Notleidenden in der Versammlung größtenteils die Rabbiner, sie aber zugleich auch in den Verhandlungen die Starrköpfigsten waren, so behielt man, wenn diese heimgeschickt waren, in

[1]) Siehe das Nähere über die Verhandlungen in dem Aufsatze von Ph. Sagnac in der Revue d'histoire moderne. 1900—1901. Bd. 2, S. 612 ff., eine Arbeit, welche die Judenfrage unter Napoleon erschöpfend behandelt.

[2]) [3]) Ibidem.

der Mehrzahl die angesehenen Laien für die weiteren Beratungen zurück, „sur les dispositions desquels on pourrait compter[1])", wie er darüber in einem Briefe an Napoleon schreibt. Mit diesen war es dann voraussichtlich leichter, die politischen und zivilrechtlichen Entscheidungen, die nun noch übrig blieben, mehr im Regierungssinne herbeizuführen. So der in den Protokollen und Briefen beglaubigte Verlauf der Tagung und Schließung dieses Synedriums.

Aber auch für den Fall, daß der Memoirenschreiber in seinen Erinnerungen die beiden jüdischen Versammlungen verwechselt und den Schluß der großen jüdischen Deputiertenversammlung im Auge gehabt hätte, wäre seine Darstellung innerlich wie äußerlich falsch. Denn erst im Juli und am 6. April war schon die große Notablenversammlung geschlossen worden — kehrte Napoleon nach Paris zurück. Über die Schließung auch dieser zweiten Versammlung lesen wir in einem Briefe Champagnys vom 10. Mai an Napoleon: „Es hat mir unnütz geschienen, diese Versammlung noch länger beieinander zu halten, von der die Kommissare Eurer Majestät kein nützliches Resultat mehr erwarten konnten, diese Versammlung, deren Mitglieder sämtlich durch die Länge des Pariser Aufenthaltes ermüdet sind, die nach der Rückkehr in ihre Heimat seufzen und sich langweilen in dem Elend, in dem sie die Knauserei ihrer Glaubensgenossen ließ; ich werde ihre Trennung verkünden und sie heimschicken, damit sie von ihren Glaubensbrüdern in den Departements die versprochenen Kostenentschädigungen einfordern können." So ging auch die zweite Versammlung auseinander, während Napoleon fern im deutschen Lande weilte.

Wie man es auch drehen und wenden mag, von der Chaptalschen Erzählung bleibt auch nicht ein Wörtchen wahr. Ganz gleichgültig, gegen wen und zu

[1]) Ibidem.

welchem Zwecke er sie erfand, erfunden ist sie von vorn bis hinten und charakterisiert wohl stärker als alles bisher Vorgebrachte die Wahrheitsliebe und das Urteil des Memoirenschreibers, der seinen Lesern solche Geschichte vorzureden wagt.

Greifen wir jetzt zurück auf die Urteile der Kritiker, die den Chaptalschen „Erinnerungen“ einen „außerordentlich hohen Grad von Glaubwürdigkeit“ beimaßen oder in Chaptal selber einen „wohlinformierten, vornehmen und guten Beobachter“ sahen und die Darstellungen dieses „leidenschaftslosen Augenzeugen“ zitieren als „gewichtige Zeugnisse, auf die man den größten Wert in der Geschichtsschreibung über Napoleon zu legen habe“, so werden wir wohl nunmehr berechtigt sein, alle derartigen Urteile abzuweisen; haben wir doch dem Memoirenschreiber in allem gerade das Gegenteil nachweisen können. Erstaunen erregende Ungenauigkeit, Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit ließ sich konstatieren fast überall da, wo es sich um Angabe von Tatsachen, Zahlen und Daten handelte. Wir sahen ferner, daß es ihm nicht darauf ankommt, Gespräche oder ganze Anekdoten frei zu erfinden, und mußten wahrnehmen, daß das Werk in seiner Gesamtheit von einer dem Kaiser sehr feindseligen Tendenz beherrscht ist, die das Urteil des ehemaligen Ministers gerade an den wichtigen Stellen sehr stark getrübt und somit wertlos gemacht hat. Nicht jeder Satz des Chaptalschen Werkes konnte hier geprüft werden, aber die gebotenen Darlegungen werden wohl für das Endurteil genügen, daß die „Erinnerungen des Grafen Chaptal an Napoleon I.“ ganz aus der Reihe der für die Erkenntnis Napoleons und seiner Politik wertvollen Quellen zu streichen sind.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung 1

Chaptals Lebenslauf und seine Autobiographie . . . 8

Chaptals Erinnerungen an Napoleon:

I. Jugend und Emporkommen Napoleons . . . 19

II. Napoleon in seinem Verhältnis zu den Beamten, zu Gesetz und Verwaltung 37

III. Napoleon und die Künste 64

IV. Napoleon und die Volkswirtschaft 69

V. Der Charakter Napoleons 81

Lebenslauf.

Geboren zu Berlin am 21. September 1880 als das sechste Kind des Postsekretärs im Kabinettspostamte Fritz Henning und seiner Gattin Auguste geb. Dräger besuchte ich das Friedrichsgymnasium meiner Vaterstadt, das ich Michaelis 1900 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Ich bin evangelisch. Nach einsemestrigem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften an der Berliner Universität wurde ich am 26. April 1901 in die philosophische Fakultät derselben Hochschule übergeschrieben. Nachdem ich anfangs fast ausschließlich archäologische Studien getrieben hatte, wandte ich mich in den späteren Semestern dem Studium der Geschichte und Philologie, besonders der französischen, zu. Im Januar 1903 wurde mir die mit Genehmigung und Förderung des französischen Unterrichtsministeriums zum erstenmale versuchsweise an einem französischen Staatsgymnasium eingerichtete Stelle eines lecteur allemand in Mauriac Dép. Cantal übertragen und zum Oktober 1903 wurde ich in gleicher Eigenschaft an das collège zu Perpignam berufen. Nach Berlin zurückgekehrt unterbrach ich mehrfach meine Universitätsstudien, um Vertretungsstellen im Lehrfache zu übernehmen. Während der Studentenzeit wohnte ich den Übungen beziehungsweise den Vorlesungen der folgenden Herren Professoren, Privatdozenten und Lektoren bei: Delbrück, Dessoir, Dilthey, v. Drygalski, Ebeling, Frey, Goldschmidt, Haguenin, Hintze, Hirschfeld, Hoeniger, Lasson, Lenz, Rud. Lehmann, Lehmann-Haupt,

Menzer, Ed. Meyer, Paulsen, Pariselle, Penck, Pernice, v. Richthofen †, Roloff, E. Schmidt, Schmitt, Schmid, Schaefer, Schiemann, Schultz-Gora, Seckel, Kekule v. Stradonitz, Tangl, v. Wilamowitz-Moellendorff, Wölfflin.

Zu ganz besonderem Danke fühle ich mich verpflichtet gegenüber dem Referenten dieser Arbeit Herrn Prof. D. Dr. Max Lenz sowie Herrn Privatdozenten Dr. Roloff, der mir nicht nur die Anregung zu dem Thema gab, sondern auch während der Ausarbeitung stets in der freundlichsten Weise mir Rat erteilte; auch Herrn Prof. Pirenne in Gent sei hier Dank gesagt für die wertvollen Hinweise, die er mir zu geben die Liebenswürdigkeit hatte.

C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.